

**WELTBÜRGERTHUM  
UND  
VATERLANDSLIEBE  
DER SCHWABEN:  
INSBESONDERE...**

---

Adolf Wohlwill





The Avalon Fund  
for the Humanities





A Wohlwill

# Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben,

insbesondere von 1789 bis 1815.

Von

**Adolf Wohlwill.**

---

**Hamburg.**

Verlag von Otto Meißner.

1875.

1586  
.892  
.981

---

G. B. Weigt's Buchdruckerei, Hamburg.

---

Meinem hochverehrten Lehrer,

**Herrn Professor Georg Waitz,**

in Dankbarkeit gewidmet.

184 F 51855





## Vorwort.

Die nachfolgende Abhandlung umfaßt eine Episode des Cyclus von öffentlichen Vorlesungen über die deutsche Geschichte in dem Zeitraum von 1789—1815, welche ich während des letzten Winters am akademischen Gymnasium in Hamburg gehalten habe.

Wenn ich es sonst nicht für angemessen erachtete, meinen Vorträgen durch den Druck eine weitere Verbreitung zu geben, weil der Charakter der mündlichen Mittheilung und die Rücksicht auf ein bestimmtes Publicum eine besondere Behandlungs- und Darstellungsweise bedingt, so glaubte ich doch in diesem Falle mich auch an einen größeren Kreis, als den meiner Zuhörer in der Hamburger Aula wenden zu dürfen. Mancherlei wenig benutztes oder bisher ganz unbenutztes Material, welches mir behufs meiner Studien über die politische Literatur Schwabens zur Verfügung gestellt wurde, konnte ich schon für meine Vorlesung verwerthen; und so erschien es geeignet, dieselbe gewissermaßen als Einleitung und Programm einer umfassenderen Arbeit voranzuschicken. Vieles, was dieses Mal im Text und in den Anmerkungen nur angedeutet werden konnte, bedarf freilich einer weiteren Ausführung; doch bietet andererseits die kürzere Zusammenfassung den Vorzug, daß die wichtigsten Momente des behandelten Gegenstandes in größerer Uebersichtlichkeit hervortreten, und es mag aus diesem Grunde gerechtfertigt erscheinen, wenn, trotz mancher Einschaltung, im Wesentlichen der Rahmen und die Gliederung des gesprochenen Vortrags beibehalten wurde.

Ich benutze die Gelegenheit, um schon an dieser Stelle allen denjenigen meinen herzlichsten Dank zu sagen, welche durch persönliche Anregung oder durch literarische Nachweise meine schwäbischen Studien gefördert haben. Unter den Herren, deren gütige Belehrung sich mir schon bei der vorliegenden Schrift überaus werthvoll erwies, nenne ich Herrn Hofrath Hemsen, Herrn Oberstudienrath Heyd, Herrn Dr. Notter, Herrn Professor Chr. Schwab, Herrn Professor Fr. Wischer in Stuttgart, Herrn Oberst Ad. Seubert in Cannstadt, Herrn Dr. Klüpfel in Tübingen, Herrn Professor Pressel und Herrn Professor Beesenmeyer in Ulm, Herrn Pfarrer Köstlin in Dertingen, Herrn Stadtarchivar Dr. Chr. Meyer in Augsburg, Herrn Archivrath Dr. A. Kaufmann in Wertheim.

Das für meine Arbeit erforderliche gedruckte Material, welches zum Theil aus sehr selten gewordenen Büchern, Zeitschriften, Flugblättern und dergl. bestand, verdanke ich — abgesehen von der freundlichen Unterstützung, die mir von den hiesigen Bibliotheksverwaltungen gewährt wurde — der Zuvorkommenheit der Bibliotheksdirectionen in Berlin, Göttingen, Wolfenbüttel, Frankfurt a. M., Tübingen, Ulm, München, Augsburg und namentlich der königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Die Benutzung der hinterlassenen Papiere von Georg Kerner wurde mir durch die Gefälligkeit der am hiesigen Ort lebenden Erben gestattet. Aus dem handschriftlichen Nachlaß von Gotthold Ständlin sind mir die für meine Arbeit wünschenswerthen Aufschlüsse, sowie mancherlei Excerpte durch die Güte des Herrn Hofrath Hemsen zu Theil geworden.

Hamburg, Anfang Mai 1875.

Der Verfasser.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>I. Die politischen Gesinnungen der Schwaben vor der französischen Revolution . . . . .</b>	1—21
<p>Die württembergischen Verfassungskämpfe (J. J. Moser und J. L. Huber), S. 2—5. — Die schwäbischen Reichsstädte: Erinnerungen an die vergangene Blüthezeit, der Verfall, die Satire auf die Reichsstädte (Mieland, — W. L. Wehrlin, Alfprung, Schubart), S. 5—9. — Das schwäbische Stammesbewußtsein, S. 9—10. — Der Kosmopolitismus der Schwaben, S. 10—11. — Die Anfänge nationaler Gesinnung: die Begeisterung für Friedrich den Großen, S. 12—13; K. K. Mosers Reichspatriotismus, S. 14—16; die Einwirkung Klopstocks und der Bardendoesie, S. 16; die Verherrlichung des mittelalterlichen Kaiserthums (Thill), S. 17. — Schubart als patriotischer Schriftsteller, S. 18—21.</p>	
<b>II. Der Einfluß der französischen Revolution auf die politischen Gesinnungen der Schwaben . . . . .</b>	21—40
<p>Schubarts Stellung zur französischen Revolution, S. 21—24. — Die Reichthumschwärmer im Tübinger Stift und in der Karlschule, S. 24—28. — Revolutionsfreundliche Gesinnungen württembergischer Dichter (Reinhardt, Conz, Ständlin), S. 28—29. — Die Gährung in den schwäbischen Reichsstädten während der Revolutionszeit, S. 29—30. — Alfprung, S. 30. — Pahl, S. 30—31.</p> <p>Die Haltung der schwäbischen Revolutionsfreunde zur Zeit des Kampfes zwischen Girondisten und Jacobinern, S. 32—33.</p> <p>Kosmopolitismus und Vaterlandsliebe neben und gegen einander wirkend (Ständlin und Georg Kerner), S. 33—37.</p> <p>Die Ansichten Miellands, Spittlers, Schillers über die französische Revolution, S. 37—40.</p> <p>Friedrich Karl von Moser während seiner letzten Lebensjahre. 40—41</p>	

	Seite
<b>III. Schwaben während der Coalitionskriege . . . . .</b>	<b>42—53</b>
Die patriotische Haltung des Herzogs Ludwig Eugen, S. 42.	
Vaterländische Gesinnungen des Geheimen Secretär Schwab, des Ober- amtmann Kerner, Jakob Friedrich Abels, Bahumaiers, S. 42—44.	
Erfolglosigkeit der Bestrebungen dieser Männer, S. 44—45.	
Die Bewältigung Schwabens durch Moreau, S. 45. Der württembergische Landtag und die Einwirkungen des revolutionären Zeitgeistes, S. 46—47.	
Der Einfluß der damaligen deutschen Zustände auf die Poesie Hölderlins, S. 48—50.	
Pahls Project einer Reform der Reichsverfassung und dessen „National-Chronik der Deutschen“ (1801), S. 50—52.	
<b>IV. Die politischen Gesinnungen und Stimmungen in Würt- temberg während der Rheinbundszeit . . . . .</b>	<b>53—57</b>
<b>V. Der Antheil Schwabens an der Wiederbelebung des nationalen Geistes . . . . .</b>	<b>57 64</b>
Schelling, S. 57—58. — Die patriotischen Dichter Schwabens: Conz, S. 58; Uhlend, S. 59—60; Schwab, S. 60. — Kehnens und seine „Reden an das deutsche Volk“, S. 61. — Georg Kerners „blaues Fieber“, S. 62—63. — Schiller, S. 63—64. — Schluß.	
<b>Anmerkungen . . . . .</b>	<b>66—96</b>
Die gemeinnützige und patriotische Tendenz in J. L. Hubers und G. D. Hartmanns Dichtungen, S. 66—67. Afsprung, S. 70, 71, 74, 79, 84. Der Ausdruck des schwäbischen Stammesbewußtseins in der Literatur der Schwaben, S. 71—74. Thill, S. 76—77. Die schweizerischen Sympathien schwäbischer Schriftsteller, S. 78—80. Zur Geschichte Stäudlins, S. 83, 85—88. Die Tradition über eine patriotische Aeußerung des Herzogs Ludwig Eugen, S. 89. Pahls „Patriotischer Appell an den Friedenscongreß in Lunewille ic.“ S. 92—94.	
<b>Berichtigungen und Zusätze . . . . .</b>	<b>97</b>

Es ist eine der erfreulichsten Wirkungen der jüngsten Entwicklung unsrer Geschichte, daß Theilnahme an den Vorgängen der Politik, vor Allem an den Geschehnissen des Vaterlandes, sowie des besondern Gemeinwesens, dem wir angehören, von uns als eine Sache der Pflicht, als eine Erhöhung unsrer Lebensfreudigkeit betrachtet wird. Später, als bei den meisten übrigen Nationen, und nur allmählig unter dem Einflusse innerer und äußerer Verhältnisse erstarkend, sind in Deutschland Liebe und Verständniß für das staatliche Leben hervorgetreten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war unter den Gebildeten das Interesse für literarische und aesthetische Gegenstände vorwiegend, und die Vorstellung vielfach verbreitet, daß die Sorge für den Staat nur die Angelegenheit des Regenten, seiner Minister und Regierungsbeamten sei, bis die seit dem Beginn der französischen Revolution in rascher Folge einander ablösenden weltgeschichtlichen Begebenheiten Deutschland aus seinem Schlummer weckten.

Wie im Verlauf der Ereignisse von 1789 bis 1815 die Institutionen, die Gebietsausdehnung und mehrfach sogar der Bestand der deutschen Territorien verändert wurden; so hat in eben dieser Zeit das Denken über staatliche Dinge vielfach den ersten Anstoß, aller Orten die wirksamste Anregung erfahren.

Im Nachfolgenden soll es nun unsere Aufgabe sein, den Einfluß jener geschichtlichen Periode auf die politischen Gesinnungen in Schwaben zu verfolgen, einer derjenigen deutschen Landschaften, in denen auch vor der Revolution das öffentliche Leben nicht gänzlich abgestorben war.

Die fast seit dreihundert Jahren geltenden ständischen Rechte in Württemberg, andrerseits die republikanischen Verfassungen der zahlreichen Reichsstädte hatten hier einer größeren Anzahl von Staatsangehörigen, als in anderen deutschen Gebieten, das Interesse an politischen Angelegenheiten nahe gelegt.

Freilich war der Bestand der Verfassung, welche die Württemberger so gern als das Palladium ihrer Freiheit rühmten, bald durch die Uebergriffe autokratisch waltender Fürsten, bald durch die Selbstsucht und die Unfähigkeit derjenigen in Frage gestellt, welchen die Bertheidigung der Landesfreiheit vorzugsweise oblag. Auch mußte sich das volksthümliche Interesse an den politischen Kämpfen wesentlich verringern, seitdem — wie in so vielen andern deutschen Gebieten — die Einberufung des Landtags zur Ausnahme geworden, und die Wahrung des „alten, guten Rechts“ ständischen Ausschüssen, welche sich selbst ergänzten, fast ausschließlich übertragen war. Mit Recht aber rühmt es Spittler als einen wesentlichen Vorzug der württembergischen Verfassung, daß, „so lange irgend nur die Haupt-Partien derselben unverdreht und unangegriffen geblieben, und selbst wenn hier und da Manches aus seinen Fugen gewichen“, die Angelegenheiten des allgemeinen Wohls sich niemals dauernd der Deffentlichkeit entzogen, sondern vielmehr häufigere Erörterungen herbeigeführt hätten, „deren früh oder spät eintretende Wirkungen weder Regierung noch Stände völlig verachten konnten“. 1) Wenn auch die von dem Gefühl unumschränkter Machtvollkommenheit und maßloser Leidenschaftlichkeit geleitete Willkür fürsilicher Despoten nicht durch Scheu vor den Bestimmungen der Landesverfassung im Zügel gehalten wurde, so gewährte doch schon die rechtskräftige Existenz derselben den muthigen Bertheidigern des unterdrückten Volks, an denen es Württemberg niemals gebrach, eine Waffe, mit der sie wenigstens moralische Siege erfochten, ein Banner, um das sie die Widersacher des Despotismus zu sammeln vermochten. Den absolutistischen Ansprüchen eines Karl Eugen trat die mannhafte Verfassungstreue eines Johann Jakob Moser und Johann Ludwig Huber gegenüber. Der Erstere, durch Gelehrsamkeit und Charakter einer der bedeutendsten Vertreter des deutschen Staatslebens im Allgemeinen, war zugleich

der kenntnißreichste und standhafteste Vertheidiger des württembergischen Landesrechts. Als Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung galt ihm, die durch Vertrag und Herkommen geheiligten Normen des politischen Lebens bis ins kleinste Detail zu ergründen, als Beruf des pflichtgetreuen Patrioten, die noch so lärglichen Ueberreste altgermanischer Freiheit als schützenden Damm gegen den Absolutismus zu vertheidigen. In diesem Sinne verfaßte er die zahlreichen Bände seines deutschen Staatsrechts und seine juristischen Gutachten für die verschiedensten deutschen Territorien; in diesem Sinne hat er vor Allem in Württemberg als Consulent der Landschaft alle Erklärungen, Anklagen, Proteste derselben concipirt und schließlich als Märtyrer seines unerschütterlichen Rechtssinns mehr als fünf Jahre hindurch die Qualen einsamer Kerkerhaft auf dem Hohentwiel erduldet. — Erregte die Handlungsweise des hochberühmten Gelehrten, der für die Erhaltung von Gesetz und Verfassung sein Leben und seine Freiheit einsetzte, in ganz Deutschland Theilnahme und Bewunderung, so war das Auftreten von Huber innerhalb des Kreises seiner besonderen Heimat kaum von geringerer Bedeutsamkeit.<sup>2)</sup> Seit vielen Jahren im württembergischen Staatsdienst thätig, war er bis zu der Stellung eines Oberamtmanns von Tübingen emporgestiegen. Durch die Producte seiner dichterischen Muse in weiteren Kreisen bekannt und geschätzt, hatte er doch im politischen Leben durchaus keine hervorragende Rolle gespielt, sondern sich begnügt, durch gewissenhafte, unermüdliche und humane Amtspflege die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen zu verdienen; auch den Befehlen seines Fürsten hatte er sich lange Zeit hindurch — mehr, als er später selbst billigte — gehorsam erwiesen, bis er im Jahre 1764 der Aufforderung des Herzogs, bei der Ausführung eines verfassungswidrigen Steuerprojects mitzuwirken, seine entschiedene Weigerung entgegensetzte. Die muthige Haltung Hubers in der Tübinger Oberamtsversammlung gab das Signal zu allgemeinem Widerstand, und hat dadurch wesentlich zu einer besseren Wendung der heimathlichen Verhältnisse beigetragen. Ihn selbst traf der strafende Zorn des Herzogs; doch er duldete mannhaft, in dem Bewußtsein recht gehandelt zu haben. Als Staatsverbrecher nach dem Hohenasperg

gebracht, hielt er diese Beförderung unter allen, die er gesucht, die er wirklich erhalten, und die ihm angetragen worden, bei weitem für die ehrenhafteste. Da er wenige Stunden nach seiner Ankunft im Gefängniß auf dem hölzernen Stuhl hinter dem Bitterfenster geruht, erquickte ihn mit dem Morgenlichte zugleich der Trost der Muse.<sup>3)</sup>

„Auf geht der Tag: ging mir ein einz'ger Morgen

In zehen Jahren Lauf

So wolkenlos, so ungetrübt von Sorgen,

Wie hier im Kerker auf?“

Heitere Ergebung in sein Schicksal, der Stolz ungebeugter Standhaftigkeit und innige Liebe für das württembergische Heimatland: das waren die Gefühle, denen Huber in seinen auf dem Asperg entstandenen Gedichten den edelsten Ausdruck gegeben hat.

„Im Bauch des Bergs, in ewig finstern Schachten,

So tief wächst glänzend Gold.“<sup>4)</sup>

Als Huber, vom Asperg entlassen, wieder in den Kreis der Seinigen zurückkehrte, und dem Wiedermanne, der allen geräuschvollen Demonstrationen abhold war, ausgesuchte Ehrenerweisungen und Glückwünsche in Fülle zu Theil wurden, da war es für ihn eine erfreuliche Genugthuung, daß auch Tübinger Studenten sein politisches Märtyrertum feierten. Vor Allem auf die Jugend hat seine Handlungs- und Dichtungsweise einen zündenden Einfluß geübt. Unter den später in Tübingen weilenden poetisch begabten Jünglingen hat G. D. Hartmann den Dichter und Patriot Huber als das Vorbild seines Lebens verehrt<sup>5)</sup>, und unter dem Einfluß desselben die politischen Geschehnisse der Völker zum vorzüglichsten Gegenstand seiner Poesie erwählt. Auch der einer noch jüngeren Dichtergeneration angehörige Gotthold Staudlin bezeichnet in einem Jugendwerke Huber als einen der vorzüglichsten Männer Tübingens, der ihn durch seine anspruchslose Liebenswürdigkeit, seine stets harmonische Heiterkeit, vor Allem durch seinen Patriotismus und seinen Eifer für die Rechte der Menschheit bezauberte.<sup>6)</sup>

Wie in den Schriften Johann Jakob Mosers sich die Einwirkung der württembergischen Verfassungsverhältnisse auf die staatsrechtliche Literatur nachweisen läßt, wie durch Spittler, der zur Zeit



der Conflict zwischen Herzog Karl und den Ständen in Stuttgart heranwuchs, das Interesse für politische Entwicklung auf das Gebiet der Geschichtsschreibung übertragen wurde, so haben die politischen Kämpfe in Württemberg auch auf die Poesie — wie es sich zunächst in den Dichtungen Hubers und seiner Nachfolger befandete — einen nachhaltigen Einfluß geübt.<sup>7)</sup>

Obwohl das staatliche Leben in den schwäbischen Reichsstädten eine gleiche Fülle der Anregung nicht darzubieten vermochte, so lag es doch im Wesen der republikanischen Verfassung an sich, daß stets wenigstens ein gewisser Grad von Theilnahme an den Geschicken des eigenen kleinen Gemeinwesens erhalten blieb. Das Regiment freilich war, namentlich in den größeren Städten, seit dem Eingreifen Karls V. nach dem schmalkaldischen Kriege, vorzugsweise den Patriciern überliefert worden; doch existirte fast überall verfassungsmäßig die Verpflichtung des Magistrats, bei wichtigeren Angelegenheiten eine Versammlung der ganzen Bürgerschaft, oder doch des großen Raths, in dem auch die Zünfte vertreten waren, zu berufen. Auch bestand in manchen Reichsstädten noch immer die alte Institution des Schwörtages, der, an einigen Orten als ein wahres Volksfest gefeiert, seine politische Bedeutung vor Allem darin hatte, daß von den neugewählten Stadtregenten und den gesammten Bürgerschaften ein Eid der gegenseitigen Treue auf Grund der Statuten oder eines Schwörbriefs geleistet wurde. Durch derartige Feierlichkeiten ward nicht zum wenigsten, im Gegensatz zu den despotisch regierten Nachbargebieten, das Bewußtsein gekräftigt, einem durch Gesetz und Recht verbundenen Gemeinwesen anzugehören.<sup>8)</sup>

Wie so manche der Institutionen einer glänzenderen Vergangenheit noch im achtzehnten Jahrhundert fortbestand, so hat das Andenken an die Leistungen der Vorfahren auch noch in dieser Zeit manchen Reichsstädter zu gemeinnützigem Wirken, zur Förderung des materiellen und geistigen Wohls seiner Vaterstadt angespornt. So vor Allem in Augsburg. Nicht nur die Pracht der Bauten und der Reichthum der Stiftungen erinnerten an die vergangene Blüthezeit; in dem Geschlecht der von Stetten hat sich die reichsstädtische Sinnesart der alten Augsburger Patricier auch noch im vorigen Jahr-

hundert vielfach glänzend bewährt. Insbesondere war Paul von Stetten der Jüngere ein leuchtendes Vorbild deutschen Bürgerthums nicht nur durch seine edle, harmonische Bildung, nicht nur durch die Förderung, welche er den verschiedensten Zweigen der städtischen Verwaltung oder durch die Anregung, welche er den künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen Augsburgs zu Theil werden ließ, sondern vorzüglich durch die Hingebung, mit welcher er, ohne seinen Sinn auf Dank und Ehre zu richten, durch keinerlei Schwierigkeiten und Aergernisse zurückgeschreckt, von frühester Jugend bis ins Greisenalter seine ganze Kraft für die Wohlfahrt der Vaterstadt einsetzte.<sup>9)</sup>

Mit Augsburg hatte einstmal's Ulm durch Reichthum und Macht, durch politische Regsamkeit und künstlerisches Verdienst gewetteifert. Noch immer erinnerte es an die bevorzugte Stellung der Stadt in früherer Zeit, daß sie der Sitz der schwäbischen Kreisversammlung war. An die alte bürgerliche Freiheit gemahnte das würdevolle Ceremoniell, mit welchem gerade hier der Schwörtag begangen wurde, und die volkstümlichen Lustbarkeiten, die auf den politischen Theil der Feier zu folgen pflegten.<sup>10)</sup> Auch dem geistigen Fortschritt der neueren Zeit blieb Ulm nicht völlig verschlossen. Die Drucker und Verleger daselbst leisteten der neu erstehenden schwäbischen Literatur die wesentlichste Förderung. Die Censur in Ulm war — soweit es sich nicht um die Kritik einheimischer Angelegenheiten handelte — verhältnismäßig mild<sup>11)</sup>, und es gereicht dieser Stadt nicht zu geringem Ruhm, daß sie, von geistlichen und fürstlichen Territorien umgeben, dem aus Augsburg vertriebenen Dichter Schubart eine Freistätte gewährte, wo er zwei Jahre lang ungehindert seine deutsche Chronik schreiben und seine Pfeile wider Zelotismus und Aberglauben, wie andrerseits gegen die Willkür tyrannischer Fürsten richten konnte.

Mit den erwähnten Städten verglichen, haben die meisten übrigen schwäbischen Republiken eine geringere politische und culturhistorische Bedeutung. Doch gerade einzelne kleinere unter denselben erfreuten sich noch im achtzehnten Jahrhundert verhältnismäßig gedeihlicher Zustände, wie z. B. in Memmingen, unter dessen Bürgern Männer, wie die edelen und hochherzigen Vertreter des Geschlechts der Schel-

horn wirkten, mit dem treuen Festhalten an den überlieferten Institutionen ein gewisser Fortschritt im Sinne eines neuen Zeitalters verbunden war, und eine Reihe von Reformen im Interesse der Gerechtigkeit, Humanität und der städtischen Wohlfahrt zur Geltung gelangten.<sup>12)</sup> Auch von einigen der allerkleinsten Reichsstädte, wie z. B. Alen, wird nicht nur Ehrbarkeit im Privatleben, sondern selbst ein höheres Maß von Ordnung und Solidität in der öffentlichen Verwaltung gerühmt, als jener Zeit in den meisten größeren Territorien zu finden war.<sup>13)</sup>

Andererseits mußten auch die eifrigsten Verfechter reichsstädtischer Ehre zugeben, daß unter den vielen kleinen Freistaaten des schwäbischen Kreises im vorigen Jahrhundert nicht einer war, welcher in Bezug auf allgemeine Bedeutung, Freiheit, Wohlstand und Bildung sich mit Frankfurt am Main oder Hamburg hätte messen können<sup>14)</sup>. Gerade die bedeutenderen waren trotz der Bemühungen einzelner tüchtiger und uneigennützig wirkender Männer mehr und mehr heruntergekommen. Der Nepotismus oder „die Kettenfreundschaft“, wie der deutsche Ausdruck dafür in einer Satire auf die Ehlinger Verhältnisse lautet, „war der Wurm, der an dem Herzen fast aller jener kleinen Republiken nagte“.<sup>15)</sup> Die Ämter wurden häufig zum Vortheil Einzelner ausgebeutet, Justiz und Polizei waren verwahrlost, die Finanzen zerrüttet, die vielgerühmten freien Verfassungen vielfach zu bloßem Schein herabgewürdigt. In Augsburg hatte überdies die gesetzlich anerkannte Parität zwischen Katholiken und Protestanten zu einem wechselseitig argwöhnischen Ueberwachungssystem geführt, durch welches eine gedeihliche Entwicklung des öffentlichen Lebens vollends gehindert wurde.<sup>16)</sup> Hinsichtlich Ulms wird insbesondere die anspruchsvolle Gravität der herrschenden Patricier gerügt, welche Demuth und Unterwürfigkeit von den Bürgern verlangten und aus den Kreisen der Letzteren hervorgehende Wünsche und Beschwerden meist hochmüthig ignorirten.<sup>17)</sup> Die kleineren Reichsstädte waren schon wegen ihres geringen Umfangs außer Stande, den höheren Anforderungen, die man an ein staatliches Gemeinwesen stellen mußte, zu genügen.

Wenn dennoch gerade die schwäbischen Republiken der politischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vielfache Anregung geboten haben, so lag das weniger an ihren positiven Leistungen, als vielmehr in dem hier besonders grell hervortretenden Gegensatz zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit staatlicher Zustände. An die Reichsstädte insbesondere schloß sich die politische Satire des Zeitalters an. In classischer Form tritt uns dieselbe in Wielands unvergleichlichen *Abberiten* entgegen.<sup>16)</sup> Wenn der Dichter hier mit künstlerischer Objectivität und überlegenem Humor die Erinnerungen an seine Eindrücke und Erfahrungen als *Viberacher* Kanzleidirector verwerthet hat, so sind eine Reihe von andern satirischen Auslassungen das unmittelbare Resultat des Zusammenstoßes reichbegabter, vorurtheilsloser Köpfe mit den für unfehlbar und unverbesserlich gehaltenen Anschauungen und Einrichtungen der kleinen Republiken. Die unerbittlichste Kritik derselben lieferte Wilhelm Ludwig Bekhrin<sup>17)</sup>, einer der witzigsten und geistvollsten politischen Schriftsteller Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, der mit den Bürgern von Augsburg und Nördlingen in Conflict gerathen, die erstere Stadt mit einem „von der Abzehrung angegriffenen Körper“ verglich<sup>20)</sup>, die letztere als „eine nasenlange Welt“ verspottete und später von dem sicheren Asyl aus, welches ihm der Fürst von Dettingen-Wallerstein gewährte, seine höhnißchen Angriffe gegen alle jene kleinen Freistaaten richtete, „die wie Spinnegewebe in der deutschen Monarchie hängen.“<sup>21)</sup> Mitunter ist den schwäbischen Reichsstädtern auch innerhalb ihrer eigenen Mauern ein Demokrit erstanden, der ihre Thorheiten geißelte und dafür allerdings meist Haß und Verfolgung erdulden mußte. Für einen Demokrit wenigstens hielt allem Anschein nach sich selbst der durch Reisen und vielseitige Lectüre gebildete Ulmer Literat Johann Michael Affsprung<sup>22)</sup>, welcher nicht Scheu trug, seine hochberühmte Heimat an der Donau mit der griechischen Kleinstadt im alten Thracien gleichzustellen.<sup>23)</sup> Bald mit spottendem Scherz, bald mit docirendem Ernst hat er seinen Landsleuten gar manche Wahrheit über die Mängel ihres privaten und öffentlichen Lebens ins Gesicht geschleudert, um freilich, als ein Schlosserssohn, nur den herbsten Ausdruck der Mißbilligung von den gestrengen Herren im Rathe zu

erfahren.<sup>24)</sup> Auch Schubart, der von den Reichsstädten, als den ursprünglichsten Eigen deutscher Cultur, meist nur mit Ehrfurcht redet, der wiederholt Nürnberg als die Stadt seiner Väter preißt, der Aalen, wo er seine Jugend verbracht, mit Stolz als seine eigentliche Heimat bezeichnet, der den Ulmern durch besondere Bande der Dankbarkeit verpflichtet war, auch dieser äußert sich in seiner Chronik häufig genug mit scharfer Satire über den Verfall der Reichsstädte, „in welchen die eingerissenen Mißbräuche tiefere Wurzeln fassen, als die ältesten Eichen“ und wohin „auch die heilsamsten Neuerungen oft nur im Schneckengang gelangen“. Insbesondere die Zwietracht, die Proceßsucht und religiöse Intoleranz in denselben wurde von ihm gezeißelt, und gegen Ende seiner schriftstellerischen Thätigkeit kam er zu dem Resultat, „daß sie, bis auf einige, reif seien, wie ein offener Taubenschlag für den fürstlichen Marder.“<sup>25)</sup>

Ein überaus buntes Nebeneinander eigenartigen, wenn auch freilich zum Theil im Absterben begriffenen Treibens zeichnete unzweifelhaft das Schwabenland aus, wohl dazu angethan, die Leidenschaften im Kleinen in Bewegung zu setzen und das Nachdenken anzuregen. Aber freilich gar weit war der Horizont nicht, welchen das staatliche Leben in den nahezu hundert Territorien des schwäbischen Kreises den Mitwirkenden oder den Zuschauenden zu eröffnen vermochte. Der Particularismus erscheint in seiner extremsten Ausbildung, wenn wir den Begriff des Vaterlands auf Ehlingen, oder auf das Ulmische Gebiet, etwa im Gegensatz zu Württemberg, angewendet finden.

Einen Fortschritt über diesen beschränktesten Standpunkt hinaus bewirkte das Bewußtsein der schwäbischen Stammesgemeinschaft. Denn wie sich die schwäbische Eigenart schärfer ausgeprägt und in ihrer ursprünglichen Besonderheit dauernder erhalten hatte, als die der meisten andern deutschen Stämme; so veranlaßte das Gefühl der Zusammengehörigkeit — trotz aller politischen Zersplitterung — das Entstehen eines schwäbischen Gemeinnsinn, der namentlich in der Literatur während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in bedeutendster Weise zur Geltung gelangte. Sowohl die poetische, wie die prosaische Production der Schwaben wurde wesentlich ange-

regt durch den Wunsch, daß der eigene Stamm den Leistungen der übrigen Deutschen Ebenbürtiges auf dem Gebiet der schönen Wissenschaften aufzuweisen habe. Zugleich hatte der Inhalt der literarischen Schöpfungen vielfach die Ehrenrettung der Schwaben zum Zweck. Nach einander wurden dichterische und historische Darstellungen, Flugschriften und Zeitungsblätter der Aufgabe gewidmet, die Verdienste der Schwaben in alter und neuer Zeit zu beleuchten, um einerseits das Selbstgefühl der Stammesgenossen zu erhöhen, andererseits die absprechenden Urtheile von hochmüthigen Mittel- und Niederdeutschen zu bekämpfen.<sup>26)</sup>

Das solcher Art im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts erstarkende Bewußtsein von der geistigen Einheit und die Erinnerung an eine gemeinsame große geschichtliche Vergangenheit der Schwaben war für die politischen Anschauungen jedoch zunächst nur von geringer Bedeutung, da die Verfassung des schwäbischen Kreises die zahlreichen Territorien desselben nur in sehr loockerer Weise zu vereinigen vermochte. Ueberaus charakteristisch ist freilich der gelegentlich von Apsprung hingeworfene Gedanke, wie gut es um Schwaben stehen müsse, wenn statt der vielen kleinen souveränen Staaten und ihrer hundertfach sich durchkreuzenden Interessen nur das Regiment eines einzigen Fürsten, der väterlich waltete, wie Badens Karl Friedrich, innerhalb des ganzen Kreises Geltung habe.<sup>27)</sup> Doch war das nur eine flüchtige Idee, die bei der Betrachtung der unheilvollen politischen Zersplitterung jenes von der Natur so reich gesegneten Landes in dem beweglichen Geiste von Apsprung auftauchte.

Wir begreifen daher, daß die Schwaben auch bei diesem relativ weiteren Particularismus nicht stehen geblieben sind. Wie für dieselben seit alter Zeit in gleicher Weise treue Anhänglichkeit an die Heimat und sehnsüchtiges Verlangen in die Ferne charakteristisch war, so ist ihnen auch in politischer Beziehung neben dem Particularismus der idealistische Flug ins Weite eigen gewesen.

Durch die in den kleineren Territorien, namentlich in den Reichsstädten, obwaltenden Verhältnisse wurde bei reicher begabten Naturen das Interesse für Politik zwar angeregt, aber nicht befriedigt. Indem man sich daher mit der mangelhaften Wirklichkeit

durch die Satire abfand, wandte sich der politische Idealismus vielfach weltbürgerlichen Anschauungen zu. Dies läßt sich insbesondere bei den oben erwähnten, durch ihren Spott über die Reichsstädte ausgezeichneten Schriftstellern: Wehrlin, Wieland und Affsprung verfolgen. Es ist sehr charakteristisch, daß Wieland uns in seinen Abderiten vom Demokrit berichtet, er sei ein Mitglied des Bunds der Kosmopoliten gewesen. In einer besonderen Abhandlung über das Geheimniß dieses Ordens<sup>29)</sup> bezeichnet Wieland als Aufgabe desselben, die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, soviel wie möglich zu vermindern, und die Summe des Guten in der Welt nach bestem Vermögen zu vermehren“. Was man in den alten griechischen Republiken und in Rom Vaterlandsliebe nannte, ist nach der Ansicht dieser Gemeinschaft eine mit den Grundbegriffen, Gesinnungen und Pflichten des Kosmopoliten unverträgliche Leidenschaft, da derselbe alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie betrachtet.

Wie Schiller, einige Jahre nachdem er dem württembergischen Gebiet entflohen, der Ankündigung seiner rheinischen Thalia die Worte einfügte: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen“; so war es unter den damaligen Verhältnissen den Schwaben keineswegs selbstverständlich, zwischen den Begriff der engeren Heimat und den der Menschheit das deutsche Vaterland als nothwendiges Mittelglied einzuschalten. Die Sehnsucht nach einem solchen hat freilich in einer gelegentlichen Aeußerung Affsprungs ihren ergreifenden Ausdruck gefunden. Weder das aufrichtige Wohlwollen für seine Ulmer Landsleute, welches er in Worten und Werken bekundet zu haben meinte, noch seine weltbürgerliche Theilnahme an den Geschicken anderer Staaten und Völker konnten ihn befriedigen. Als Ideal schwebte ihm das Bild eines Vaterlandes vor, welches „die herrschende Gesinnung“ hervorzurufen vermöchte, „zur Beförderung seiner Wohlfahrt alle Seelenkräfte anzuspannen und alle Gedanken und Handlungen auf diesen Zweck zu lenken“. Für diese höhere Vaterlandsliebe aber, — so klagt Affsprung — für die erhabenste von allen Arten der Liebe, habe es ihm an einem

Gegenstand gefehlt, um diese göttliche Flamme in seiner Brust angefaßt und bis an den Himmel lodern zu sehen.<sup>29)</sup>

So wenig wie die kleinen und kleinsten Gebiete des Reichs, war jener Zeit in der That Deutschland, als politische Gesamtheit betrachtet, danach angethan, die von Afsprung geschilderten Empfindungen begeisterter Hingebung zu erwecken.<sup>30)</sup> Doch entspricht das Wesen patriotischer Gesinnungen so sehr dem Bedürfniß und der Anlage der edleren Menschennatur, daß man damals, theils mit dem Vorhandenen sich begnügend, dem aufstrebenden Staate Friedrichs des Großen seine Bewunderung und Liebe zuwandte, theils an Stelle des in der Wirklichkeit nicht existirenden deutschen Staats aus der geschichtlichen Erinnerung und aus idealistischen Hoffnungen sich ein Phantasiebild vaterländischer Herrlichkeit gestaltete.

Das Interesse für Preußen, das sich in Schwaben bald nach dem Regierungsantritt des großen Königs äußerte, hatte namentlich während der Zeit des siebenjährigen Kriegs sich vielfach zu lebhafter Begeisterung gesteigert. Dieselbe war auch durch die nothgedrungene Theilnahme an den Kriegszügen der Reichsarmee, namentlich unter den Protestanten des schwäbischen Kreises eher vermehrt, als verringert worden. Das Volk sah in Friedrich vielfach den Helden des evangelischen Glaubens, während die Gebildeten ihn nicht nur als den siegreichen Feldherrn, sondern als den Begründer und Hüter von Gesetz und Recht verehrten.

Schon in den frühesten Werken der specifisch württembergischen Dichter, eines Huber und Gemmingen tritt uns der mit Bewunderung ausgesprochene Name des Preußenkönigs in den mannigfachen Beziehungen entgegen. Neben seinen Kriegsthaten werden seine rastlosen Bemühungen für des Landes Wohlfahrt, seine Verdienste um Bildung und Aufklärung in Prosa und Versen anerkannt; Preußen selbst wird zu einem „Lande der Helden, Weisen und seligen Bürger“ idealisirt<sup>31)</sup>. Auch diejenigen Schwaben, welche wir vorzugsweise als Vertreter kosmopolitischer Gesinnungen bezeichneten, haben der Größe Friedrichs gehuldigt. Wenn Wieland wenigstens in der Jugend für ihn schwärmte und nach seinem Bilde das Ideal eines Monarchen in einem seiner ersten epischen Versuche, seinem Cyrus, gestaltete, so hat



Wehrlin während seiner vieljährigen schriftstellerischen Thätigkeit des preußischen Königs immer nur mit Ehrfurcht gedacht und seinen Namen selten erwähnt, ohne ein ehrendes Attribut: „der Einzige“, „der Größte“, „der Unerreichte“ hinzuzufügen. Mehr, als für alle die Erwähnten, ist für den Ulmer Thomas Abbt das Preußenthum zum eigentlichen Lebenselement geworden. Unmittelbar nach der Universitätszeit schon hat er einen Wirkungskreis im deutschen Norden gesucht. Wenn seine literarischen Bestrebungen ihn mit den Mitarbeitern der Berliner Literaturbriefe, insbesondere mit Nicolai und Mendelssohn innig verbanden, so hat seine Bewunderung für den preußischen Staat und seine Helden ihn zu einem seiner berühmtesten Werke, der schwungvollen Abhandlung „vom Tode fürs Vaterland“ begeistert.<sup>32)</sup> Obwohl die Schwaben ihn mit besonderem Stolz als den Ihrigen zu preisen pflegten, so wurde er doch mehr, als irgend einer seiner hervorragenden Landsleute, der Heimat entfremdet, und sah mit einer gewissen Geringschätzung auf die kümmerlichen, kleinstaatlichen Zustände, aus denen er sich losgerissen hatte, herab<sup>33)</sup>. Ganz anders Schubart. Schon im Anfange des siebenjährigen Krieges, da er noch als Schüler in Nürnberg weilte, hat er den kriegerischen Thaten der Preußen, die sein jugendliches Herz erhoben, zugejauchzt, und schon damals für die Lieder, in denen er seine Helden feierte, Anerkennung und Feindschaft geerntet.<sup>34)</sup> Der in so früher Jugend entzündete Enthusiasmus hat bei Schubart niemals eine Verminderung erfahren. Er war Friedrich mit beinahe abgöttischer Verehrung zugethan, und äußerte seine Sympathie für den preußischen Staat stets in den feurigsten Ausdrücken, gleichviel ob er sich unter Freunden oder Gegnern desselben befand. Doch verhinderte bei Schubart die nicht minder stark ausgeprägte schwäbische Sinnesart<sup>35)</sup> die Entfremdung von der Heimat, und der scheinbare Widerspruch zwischen Preußenbegeisterung und schwäbischem Localpatriotismus fand bei ihm seine Lösung in einem überaus kräftigen deutschen Nationalgefühl. Mehr als alles Andere entzückte es ihn an Friedrichs Thaten, daß durch dieselben der deutsche Name dem Auslande gegenüber wieder zu Ehren gebracht war.

Doch auch von einer ganz andern Seite hat das erstehende Nationalgefühl eine bedeutsame Anregung erhalten. Die einzige politische Verbindung, welche die verschiedenen deutschen Staaten und Stämme äußerlich zusammenhielt, bestand in der Reichsverfassung. Diese lebte freilich fast nur noch in den drei gemeinschaftlichen Organen zu Regensburg, Wehlar und Wien, sowie in den Köpfen solcher Gelehrten fort, denen die Kenntniß des deutschen Reichsrechts eine Sache des wissenschaftlichen oder praktischen Berufes war. Wie nun das Bedürfnis des Zusammenhangs mit einem größeren Ganzen gerade innerhalb der schwäbischen Kleinstaaten am meisten fühlbar wurde, so ist es bezeichnend, daß hier eine Reihe der hervorragendsten Kenner der Reichsgeschichte und der Reichsverfassung, wie Johann Datt aus Eßlingen, der ältere Häberlin aus dem Ulmischen und die beiden aus Württemberg stammenden Moser nach einander erstanden sind. Manchen der wissenschaftlichen Hauptwerke jener Männer liegt eine gewisse reichspatriotische Tendenz zu Grunde. Die älteren unter ihnen haben jedoch die Frucht ihres Arbeitens wohl nur für ihre gelehrten Fachgenossen bestimmt, und sich auf die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung und die Darlegung der zu Recht bestehenden Normen der Reichsverfassung beschränkt. Weitere Aufgaben stellte sich der jüngere Friedrich Karl von Moser. Wie sich derselbe durch seine populären Schriften: „der Herr und der Diener“, „Beherzigungen“, „Reliquien“ u. A. um die politische Aufklärung und die Erweckung des Interesses an staatlichen Dingen im Allgemeinen die größten Verdienste erworben; so hat er namentlich um die Zeit der Erhebung Josephs II. zum römischen Kaiser auf die Wiederbelebung des deutschen Nationalgefühls einzuwirken gesucht. Vielfach knüpfte man an den Regierungsantritt des kühnstrebenden jungen Herrschers die überschwänglichsten Hoffnungen; auch Moser hat in den Jahren 1765—1767 seine patriotischen Wünsche und Erwartungen mit hinreißender Beredsamkeit in einer Reihe von Werken ausgesprochen, die freilich nicht in Schwaben verfaßt und veröffentlicht, doch gerade hier nicht zum mindesten eine zündende Wirkung übten<sup>36</sup>). Vor Allem legte er Gewicht auf die Kräftigung der kaiserlichen Autorität. Freilich überfaß er nicht, wie sehr eine

solche durch die Ausbildung der territorialen Selbständigkeit gehindert war. Er gab sich niemals der Illusion hin, daß eine durchgreifende Reform der Reichsverfassung möglich sei. Doch wünschte er, daß man dem Kaiser wenigstens den gesetzmäßig gebotenen Gehorsam leiste, daß man wenigstens die noch bestehenden Bande der Einheit mit größter Gewissenhaftigkeit wahre. Er empfahl eindringlichst, dafür zu sorgen, daß die Kenntniß des deutschen Staatsrechts in Zukunft eine gründlichere und allgemeinere werde, daß nur patriotisch gesinnte Männer diese Wissenschaft in Zukunft auf den deutschen Hochschulen vorzutragen hätten. An die Mitglieder des deutschen Reichstages wandte er sich in einem Neujahrswunsch vom Jahre 1765 mit der Mahnung, daß sie auf Grund der bestehenden Verfassung das Wohl der Gesamtheit, d. h. Einigkeit und Vertrauen unter Haupt und Gliedern, Eintracht unter den Religionen, Erhaltung der gesetzmäßigen Freiheit im Auge haben und überhaupt in der Belebung und Reinigung der echten patriotischen Grundsätze ihre besondere Aufgabe erkennen möchten.<sup>37)</sup> Aber auch an alle seine andern Volksgenossen, vom Größten bis zum Kleinsten, richtete Moser die Aufforderung, daß sie ihrer nationalen Verpflichtungen eingedenk seien. Er stellte ihnen in dieser Beziehung die Schweizer als Muster hin. Nach dem Vorbilde der Eidgenossenschaft, „wo die Zergliederung in dreizehn Cantone nur die Lage der Orter, nicht aber die Gemüther der Eidgenossen betreffe“, sollten auch sie das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit aufs neue beleben. „Wie glücklich, wie ruhig würde Deutschland sein“, — so schließt er seine Abhandlung vom deutschen Nationalgeiste — „wann ein Berliner Wien, ein Wiener Hannover, ein Hesse Mainz als sein Vaterland achten, lieben und ehren lernte. Hängt gleich noch eine Decke von Vorurtheilen über uns, so sei es doch ferne von mir, das als Unmöglichkeit bei uns anzusehen, was in anderen Staaten durch zusammengefügten Muth und Einigkeit weiser, erleuchteter und unparteiischer Männer möglich und wirklich geworden ist; und o! daß dieser herrliche Tag bald in vollem Glanze anbrechen möge!“ —<sup>38)</sup> Wie die Mitglieder der helvetischen Gesellschaft das Ziel verfolgten, dem schwerfälligen Körper der damaligen Eidgenossenschaft eine neue

Seele einzubauchen, so hoffte Moser ein ähnliches Resultat von der Vereinigung echter Vaterlandsfreunde in Deutschland. In diesem Sinn sprach er zum Schluß seiner „patriotischen Briefe“ den Wunsch aus, daß „Männer, welche das Ganze zu übersehen und zu beurtheilen im Stande wären, die Trieb und Beruf in sich fühlten, sich als unmittelbare Diener des Vaterlands darzustellen“, sich zusammenschließen und zur Förderung des nationalen Wohls „ihre Geisteskräfte heiligen und aufbieten“ möchten.<sup>39)</sup> In welcher Weise dieselben — abgesehen von freimüthiger Gesinnungsäußerung — wirklich erfolgreich „dem herrschenden Verderben entgegentreten“ und „das Uebel an der Wurzel angreifen“ sollten, wird freilich nirgends eingehender dargelegt; und so ist auch der praktisch geschulte Politiker in seinen patriotischen Vorschlägen nicht über nebelhafte Entwürfe und Hoffnungen hinausgekommen. Auch ging die außerordentliche Wirksamkeit der hier in Betracht kommenden Gattung seiner Schriften weniger aus ihrem positiven Inhalt, als vielmehr aus dem Feuereifer hervor, mit dem er seine Ermahnungen vortrug und die nationale Gesinnung in Deutschland anzufachen suchte.

Daß Mosers patriotische Weckrufe Wiederhall fanden, war nicht zum mindesten dem nachhaltigen Einfluß zuzuschreiben, welchen die von Klopstock angeregte Begeisterung für das alte Germanien und seine angeblichen Varden bereits seit längerer Zeit auf die Gemüther ausgeübt hatte. In einem Zeitalter der vorherrschend aesthetischen Cultur haben Klopstocks vaterländische Oden und Bardiete unzweifelhaft bei Manchen nicht weniger zur Erweckung des nationalen Selbstbewußtseins beigetragen, als Friedrichs siegreiche Schlachten und Mosers reichspatriotische Aufrufe. Auch in Schwaben machte sich die Einwirkung der neuen teutonischen Dichtungsart geltend. Unter dem Namen des Varden Telynhard stimmte G. D. Hartmann schon als Tübingen Student in die Sangesweise eines Denis und Kretschmann ein; und auch sonst vermögen wir in den Werken zahlreicher schwäbischer Dichter und Schriftsteller, wie z. B. in den schwungvollen patriotischen Versen des jung verstorbenen Magister Thill<sup>40)</sup>, in der poetischen und prosaischen Darstellung von Gotthold Stäudlin, wie noch in den gegen Ende des Jahrhunderts erschienenen Liedern

eines dichterisch begabten Theologen Bahnmaier die Einwirkung der vaterländischen Poesie Klopstocks nachzuweisen. War aber einmal die Anregung dazu gegeben, durch den Hinweis auf die vergangene deutsche Größe die lebende Generation zu begeistern und zu stärken, so bedurften die Schwaben nicht der Lectüre von Tacitus' Annalen oder der Germania. Der Anblick des auch in seiner Verödung noch majestätisch die Landschaft beherrschenden Hohenstaufen erweckte unter ihnen die Erinnerung an ein näher liegendes Heldenalter des deutschen Volkes; und es ergab sich daher schon in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine romantische Verherrlichung des mittelalterlichen Reichs.<sup>41)</sup>

„Nichts Größres, Vater, liebest Du die Sonne sehen,  
Als Deutschlands Kaiserthron,

Den Bagdad nicht mit seinen zinsbar'n Heeren  
Erschüttern konnte, nicht der Chan  
Treuloser Hunnen, nicht der Normann, der in Meeren  
Auf Tod der Tapfern sann.“<sup>42)</sup>

So singt Thill in einem begeisterten Lied auf das deutsche Kaiserthum. Die Erinnerung an die herrliche Vorzeit soll zu neuem Heldenkampf ermuthigen; und ist die Tugend der Väter erloschen, so mag der Hohenstaufen den Deutschen ein Mahner an ihre hingeschwundene Größe sein. In diesem Sinne führt uns Thill das ehrwürdige Bild desselben in einem andern Liede vor:<sup>43)</sup>

„Sei mir heilig, Kind der Erde,  
Deder, stiller Hügel hier!  
O du Land voll Trümmer, werde  
Einer Gottheit Tempel mir!

In den wunderbaren Zeiten  
Alter deutscher Redlichkeit,  
Warest du bei Krieg und Streiten  
Unsrer Helden Sitz geweiht . . .

Wenn unrühmlich wir verderben,  
Weil für Gott und Vaterland  
Keiner wieder wagt zu sterben,  
Keiner blutet in dem Sand;

O dann heb' aus Finsternissen  
Noch einmal dein modernd Haar,  
Grauer Hügel! laß es wissen,  
Was Teutonien einst war; . . ."

Wie alle die erwähnten Anregungen des Patriotismus, auch der Einfluß Mosers und Klopstocks, sich in dem enthusiastischen Gemüthe Schubarts geltend machten, so hat dieser auch am feurigsten und unermüdblichsten für die Ausbreitung nationaler Gesinnung zu wirken gesucht. Diesem Ziele vor Allem ist Schubarts deutsche und Vaterlands-Chronik geweiht, eine Zeitschrift, in welcher er die Erscheinungen des politischen und literarischen Lebens vorzugsweise vom patriotischen Gesichtspunkt aus behandelt<sup>41)</sup>, und welche nach Stäudlins Ausdruck „sein wichtigstes und bleibendstes Verdienst um die Menschheit“ ausmacht.<sup>42)</sup> „Der Artikel: Deutschland“ — so verkündet er im ersten Blatte seiner deutschen Chronik — „soll immer der erste sein, den wir mit dem wärmsten Herzen beleuchten werden.“ Mit schwungvoller Beredsamkeit die gegenwärtige glänzende Stellung des Vaterlandes schildernd, preist er dasselbe vor Allem glücklich, weil so einzige Männer, wie Joseph II., „dieser in allen seinen Gesinnungen ganz deutsche Kaiser“ und Friedrich, „das große Original jetziger und künftiger Helden“, an seiner Spitze stehn. Mit Stolz weist er auf das Ansehen und die Bewunderung hin, welche deutscher Staatsklugheit und Kriegskunst im Auslande zu Theil werden. Nicht minder der Leistungen seines Volkes auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit und der schönen Künste eingedenk, ruft er zum Schlusse aus: „In Betrachtung unsrer so auffallenden Vorzüge stürmt der Gedanke in mir empor:

„„Deiner werth zu sein, mein Vaterland.““<sup>46)</sup>

So anerkennend, wie in seinem enthusiastischen Eingangsartikel, hat Schubart sich freilich nicht immer über Deutschland ausgelassen.

Alle Schäden, an denen das deutsche Leben und vor Allem der deutsche Staat krankte, sind von ihm vielmehr häufig einer rücksichtslosen Kritik unterworfen worden. Doch auch hierbei leitet ihn nicht minder, als bei seinen Lobpreisungen eine patriotische Absicht. Wenn er rühmt, so geschieht es, um das Selbstgefühl der Deutschen zu steigern; wenn er tadelt, so treibt ihn der Wunsch, daß durch Erkenntniß des Uebels die Heilung desselben ermöglicht werde. Und wenn gleich er an den gegenwärtigen Verhältnissen noch so viel aussetzen findet, so bleibt doch sein Blick stets mit freudiger Hoffnung auf eine bessere Zukunft gerichtet. Klagt er auch oft genug im Ton der Sturm- und Drangperiode darüber, daß die Deutschen seiner Zeit nur erbärmlich heruntergekommene Erben ihrer gewaltigeren Vorfahren seien, so tröstet andererseits ihn der Glaube, daß Germanien, nur vorübergehend in Schlummer versunken, dereinst sich zu neuer Herrlichkeit erheben werde. Der dichterische Seherblick hat Schubart bereits im Jahre 1774 zu einer Verheißung veranlaßt, die fast wie eine Vorauskündigung unsrer jüngsten Errungenschaften aufgefaßt werden könnte: „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Tristen und Traubenhügel. Ueber ihnen wird sich ein deutscher Kaisertron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen.“ Der Erzählung seines prophetischen Traums fügte Schubart dann noch die zuversichtlichen Worte hinzu: „Bleiben wir einig, wie wir es jetzt sind, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein.“<sup>47)</sup>

Durch die Bekundung seiner patriotischen Denkungsart befand sich Schubart in ausgesprochenem Gegensatz zu dem abstracten Weltbürgerinn vieler seiner hochbegabtesten Zeitgenossen; nachsichtslos rügt er mehr als einmal „das All- und Nichtsumspannen der herzlosen Kosmopoliten“.<sup>48)</sup> In anderer Hinsicht ist er vielfach unsicher und wechselnd in seinem Urtheil und in seinen Gesinnungsäußerungen. Mitunter spricht er sich auch in der „Chronik“ über die tyrannischen Regierungen seiner Zeit mit einer Entrüstung aus, die an das gluthvolle Zürnen seiner „Fürstengruft“ erinnert, um wenig

später, von dem Schimmer monarchischen Glanzes geblendet, guten und schlechten Fürsten seine Huldigung darzubringen; bald eifert er für, bald gegen die Aufklärung; bald ist er Anwalt des Fortschritts, bald Lobredner der guten alten Zeit. Die erregbare dichterische Gemüthsart Schubarts, die von jeder Stimmung und jedem vorübergehenden Eindruck beherrscht ward, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, sich in Superlativen zu bewegen und dabei von einem Extrem ins andere überzuspringen, die Dinge bald zu licht, bald zu dunkel anzuschauen, bald überschwänglich zu bewundern, bald ebenso zu verabscheuen, endlich die bisweilen unzweifelhaft obwaltende Rücksicht auf das Wohl- und Uebelwollen der Machthaber werden uns das Schwankende sowohl in seinen Ansichten, wie in dem Ausdruck derselben hinlänglich erläutern. In dem Eifer für das Vaterland aber ist bei Schubart niemals ein Wandel eingetreten. Waren doch aus patriotischem Herzen auch manche der Abschnitte seiner Chronik hervorgegangen, welche den Haß seiner Feinde verstärkten und schließlich mitwirkten, die furchtbare Katastrophe heraufzubeschwören: die Enterkerung Schubarts auf dem Hohenasperg, die während zehn martervoller Jahre seine segensvolle schriftstellerische Thätigkeit unterbrach. Und wenn der letzte größere Artikel, den er vor dem Wendepunkte seines Geschicks, zum Neujahr 1777 geschrieben: „Teuts Halle“, eine Vision, mit einem inbrünstigen Gebet für das Wohl Deutschlands und aller seiner Angehörigen geschlossen hatte<sup>49)</sup>; so ist Schubart auch im Gefängniß dieser Liebe zum Vaterlande treu geblieben, wie er sie denn in seinem Hymnus auf Friedrich den Großen und in den vom Asperg aus datirten Vorbemerkungen zu seinen Gedichten in nachdrucksvoller Weise bekundete.<sup>50)</sup> Im Jahre 1787 seiner Haft entlassen, begann er seine Vaterlands-Chronik fast in demselben Tone, in welchem er 1777 die deutsche Chronik geendigt hatte. Mit heiterer Miene „lächelt er seinen Landsleuten den Willkomm zu“, hält Ueberschau über das, was in Deutschland inzwischen Großes und Edles vollbracht worden und betheuert feierlichst, daß Religion und Vaterland die Leitsterne seines erneuten Unternehmens sein sollen.<sup>51)</sup> Seine patriotischen Hoffnungen waren anfänglich dem inzwischen begründeten Fürstenbunde zugewandt, von dem er sich



noch in viel höherem Maße, als Johannes Müller und andere enthusiastische Patrioten, heilsam eingreifende Wirkungen versprach. Die deutsche Freiheit erschien ihm durch denselben sicher begründet zu sein; und er gab sich zugleich dem Glauben hin, daß Deutschland, durch ein innigeres Band geeinigt, nunmehr befähigt und berufen sei, eine schiedsrichterliche Machtstellung unter den europäischen Völkern in Anspruch zu nehmen. Freudig sah er „in die besonnenen Tage hinaus, wo das freie Germanien, wie es schon jetzt beginnt, der Centralpunkt aller europäischen Kraft und der erhabene Areopag ist, der die Fehden aller Völker schlichtet.“<sup>52)</sup>

Die politische Begeisterung Schubarts blieb vorzugsweise Deutschland gewidmet, bis der Ausbruch der französischen Revolution auch für die Vorgänge in Paris und Versailles seine lebhafteste Theilnahme hervorrief.

In verschiedenster Weise hatten sich bisher in Schwaben particularistische, nationale, kosmopolitische Anschauungen neben einander bewegt; da übten die Lehren der neuen Freiheitsapostel ihre zündende Wirkung, und die Folge war, daß zunächst in den Kreisen der Gebildeten die weltbürgerlichen Ideen vorübergehend das Uebergewicht erhielten. Viele der besten Männer des Schwabenlandes, deren Freiheitsliebe durch die Verfassungskämpfe in Württemberg oder durch die republikanischen Traditionen der Reichsstädte erweckt und vielfach weiter angeregt war durch den Hinblick auf die Verhältnisse der Schweiz, in welcher manche ihr politisches Ideal verwirklicht glaubten<sup>53)</sup>, stimmten im Jahre 1789 jubelnd in den Enthusiasmus der Franzosen ein.

Auch Schubart bekannte sich zu dem Wunderglauben der Zeit, daß es möglich sei, durch die Macht der Begeisterung plötzlich, wie mit einem Zauberstabe, bessere, freiere, glücklichere Zustände auf Erden herbeizuführen. Bisher hatte er allerdings vorzugsweise von der genialen Begabung und Thatkraft einzelner hochgestellter Männer das Heil erwartet und deshalb in seiner Chronik den Bestrebungen des aufgeklärten Absolutismus eine meist rückhaltlose Bewunderung gezollt. Doch hatten auf den Dichter und Schriftsteller, in dem die Sturm- und Drangperiode nicht nur in literarischer, sondern auch in

socialer und politischer Beziehung gleichsam personificirt erscheint, von jeher auch die Kämpfe revolutionärer Völker eine gewisse Anziehung geübt. Wie er schon als Praeceptor in Geißlingen das Interesse seiner Schüler für den corsischen Freiheitshelden Paoli zu erregen versucht<sup>54)</sup>, wie er in seiner deutschen Chronik aufs eifrigste für die Erhebung der Nordamerikaner Partei ergriffen; so war auch der Kampf gegen die verrottete Staatsordnung in Frankreich, der Versuch, auf dem Wege der Revolution aus den Trümmern einen herrlichen Neubau hervorgehen zu lassen, seiner Denk- und Gefühlsweise durchaus sympathisch. Lautet sein Urtheil über die Neuerungen auch häufig zweifelnd oder gar abfällig, werden gelegentlich auch die mit der politischen Umwälzung verbundenen Excesse greller beleuchtet, so spricht sich doch in den meisten Artikeln Schubarts, welche die Revolution behandeln, jauchzende Freude über die Wiedergeburt einer großen und reichbegabten Nation aus. Vorübergehend scheint selbst bei ihm die Begeisterung für die politischen Schöpfungen der Neufranken den nationalen Gesichtspunkt zurückgedrängt zu haben. Während er sich früher über die Französisirung des Elsaßes gelegentlich mit einer gewissen Wehmuth ausgelassen hatte, vermochte er seit dem Jahre 1789 die innigere Verschmelzung desselben mit Frankreich nur natürlich zu finden. Nachdem der größte Theil der Institutionen des Elsaß, welche noch aus deutscher Zeit stammten, durch die Versailleser Beschlüsse vom 4. August hinweggefegt worden, frohlockte Schubart: „So französisch werden, ist größere Wohlthat, als jeder Deutsche begreifen kann, der sich frei träumt, wenn hinter ihm die Geißel des Despoten klatscht.“<sup>55)</sup> Den enthusiastischen Mittheilungen seiner Straßburger Correspondenten fügte er auch ferner meist Ausdrücke der lebhaftesten Bewunderung hinzu, und als er zum Fest der Verbrüderung am 13. Juni 1790 nach Straßburg geladen worden, bezeichnete er dies als die größte Ehre, die ihm im Leben widerfahren sei.<sup>56)</sup> Sogar in dem Titel der Zeitschrift wurde vom Beginn des Jahres 1790 an die Beziehung auf das Vaterland weggelassen und dieselbe schlechthin „Chronik“ genannt, weil künftig darin mehr vom Auslande, als vom Inlande die Rede sein sollte. Indessen verwahrte sich Schubart mit Entschiedenheit dagegen, als ob

er seine vaterländische Haut abstreifen und künftig in den Farben der neuen Patrioten (d. h. der unpatriotischen Schwärmer für Frankreich) spielen wollte.<sup>57)</sup> Auch die Vorgänge des Auslandes betrachtete er stets in ihrem Zusammenhang mit dem Leben seiner Nation. Er glaubte, daß die Franzosen, die man bis dahin nur in ihren Thorheiten und ihrer Unsitte nachgeahmt, den Deutschen jetzt vielmehr als Vorbilder hochherziger Vaterlandsliebe dienen könnten.<sup>58)</sup> Er rieth, die Neuerungen des Nachbarlandes zu studiren und dieselben, wenn sie sich als brauchbar erwiesen, auch für Deutschland nutzbar zu machen. In diesem Sinne bemühte er sich, durch seine Chronik für die wichtigsten Bestimmungen der neuen französischen Verfassung Interesse und Verständniß zu erwecken.<sup>59)</sup> Dabei dachte er nur an eine friedliche und mit der bestehenden Ordnung vereinbare Propaganda. Eine Verpflanzung des Aufstandes nach Deutschland erschien ihm ebenso wenig wahrscheinlich, wie wünschenswerth.<sup>60)</sup> Ueber die Bemühungen von Fürsten und Schriftstellern, die hier und da auf heimischem Boden hervortretenden Regungen revolutionärer Gesinnung zu bekämpfen, sprach er sich wiederholt anerkennend aus.<sup>61)</sup> Dagegen wurde der Gedanke an eine kriegerische Intervention in Frankreich von ihm aufs entschiedenste gemißbilligt.<sup>62)</sup> Hinsichtlich der Ansprüche und Beschwerden der deutschen Fürsten hielt er es für das Rathsamste, sich gütlich zu vergleichen. Deutschland solle lieber über die Aufrechterhaltung seiner eigenen Verfassungen mit sorgsamem Auge wachen, als gegen ein großes Volk auftreten, das mit der Riesenstärke der Verzweiflung seine Fesseln zerbrochen habe.<sup>63)</sup> Ein solcher Kampf — meinte er, trotz seines stets bewahrten nationalen Selbstgefühls — könne nur unglücklich ausfallen; und mit ahnungsvoller Besorgniß sah er im Geiste schon im Frühjahr 1791 den reichen Segen seines Heimatlandes den Feinden preisgegeben, alle die Fruchtfelder und herrlichen Traubenhügel von Streitrossen zerstampft.<sup>64)</sup> Doch tröstete ihn in dieser Hinsicht andererseits das Vertrauen auf die friedlichen Neigungen des Kaisers Leopold, das auch durch die aus der Pillnitzer Zusammenkunft hervorgehende Erklärung der deutschen Monarchen zu Gunsten Ludwig XVI. nicht erschütteret wurde.<sup>65)</sup> Wichtig erschien ihm dieser Congress nur, in-

sofern hier die schon früher erfolgte Annäherung und Verständigung Oesterreichs und Preußens sich als eine in die Augen fallende Thatsache bekundet hatte. In seinem unverwundlichen Optimismus glaubte er durch dieselbe die Einheit hergestellt; er hoffte, daß nunmehr aller Hader in Deutschland auf lange Zeit beschwichtigt und eine gebieterrische Machtstellung des Reichs inmitten der europäischen Staaten begründet sei.<sup>66)</sup> Andere Bürgschaften freilich ersehnte er für die deutsche Freiheit. Die Erwartungen, welche Schubart vor wenigen Jahren noch auf den von ihm in Prosa und Versen gefeierten Fürstenbund gesetzt, hatten sich als eitel erwiesen. Jetzt neigte er sich denjenigen zu, welche nach den Ideen des Zeitgeistes eine durchgreifende Veränderung der deutschen Reichsverfassung für unerlässlich hielten, nach deren Ansicht die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte den ersten Zweck der politischen Verbindung bilden, Gesetz und Recht für Alle, auch für die Fürsten des Reiches Gültigkeit haben, die Erhebung und Verwendung der Steuern einen Gegenstand der öffentlichen Erörterung und Controlle bilden sollte.<sup>67)</sup>

Hatten vieljährige Beschäftigung mit der Geschichte und Politik bei Schubart, trotz seiner zu enthusiastischer Auffassung neigenden Gemüthsart, eine gewisse Rücksichtnahme auf die realen, überlieferten Verhältnisse hervorgerufen, so wandte die idealistisch schwärmende Jugend den neuen französischen Lehren ihre ungetheilte Bewunderung zu. Von besonderer Bedeutung war, daß namentlich die studirenden Kreise von dem Geiste des Zeitalters ergriffen wurden. Sowohl unter den Mitgliedern des ehrwürdigen theologischen Stifts in Tübingen, das seit Jahrhunderten friedliche, evangelische Weisheit im württembergischen Lande und weit darüber hinaus verbreitet hatte, wie in der Karlschule, an jener Stätte, auf welche vor Allem die Blicke des Herrschers stets mit väterlicher Liebe und zugleich mit strengster Wachsamkeit gerichtet waren, kam es zu bedenklichen Kundgebungen. Abgesehen von den allgemeinen Ursachen, welche in Schwaben die Theilnahme für die Ereignisse in Frankreich erweckt hatten, rief in jenen beiden Anstalten der disciplinarische Zwang, unter welchem man zu leiden glaubte, die lebhafteste Sympathie mit

einem sich auflehnen, seine Fesseln sprengenden Volke hervor. Im theologischen Stift sträubte sich der jugendliche Unabhängigkeitsinn gegen veraltete klösterliche Institutionen, die erst im letzten Regierungsjahre Karl Eugens (1793), und auch damals nur theilweise, reformirt wurden.<sup>69)</sup> In der Karlschule andrerseits war gerade der scharfe Gegensatz bedeutsam, der zwischen der strengen militärischen Disciplin und der überaus reichen Anregung bestand, durch welche der Unterricht einer Reihe auserwählter Lehrer in das freie Gebiet menschlicher Erkenntniß einführte.<sup>69)</sup> Der Sinn für vorurtheilsloses Prüfen und Forschen war geweckt; auch die den Schülern als unantastbar hingestellten Autoritäten konnten daher ihren Nimbus verlieren, und Freiheit auch auf socialem und politischem Gebiet als ein erstrebenswerthes Ziel erscheinen.

Die politischen Ideale, welche den enthusiastischen Studenten in der Karlschule und in Tübingen vorschwebten, waren zunächst dem Leben der alten Römer und Griechen entnommen. Doch gesellte sich dem Einfluß Plutarchs auch der von Rousseau hinzu; und schließlich übten auch die früheren Dichtungen Schillers, namentlich sein Don Carlos, eine nachhaltige Wirkung auf die jugendlichen Gemüther aus. So kam es, daß man in den akademischen Kreisen Württembergs von der französischen Revolution bald die Wiedergeburt des antiken republikanischen Geistes, bald die Verwirklichung der schwärmerischen Freiheits- und Humanitätsideen des achtzehnten Jahrhunderts erwartete.

In das Tübinger Stift scheinen die revolutionären Sympathien insbesondere durch die aus Mömpelgard stammenden Mitglieder eingedrungen zu sein.<sup>70)</sup> Man bildete einen förmlichen Club, in welchem die französischen Zeitungen mit Begeisterung gelesen und feurige Freiheitsreden gehalten wurden; und die mythische Ueberlieferung meldet sogar, daß man gelegentlich sich selbst erkühnt habe, sei es auf dem Marktplatz in Tübingen, sei es an den Ufern des Neckars, einen Freiheitsbaum aufzupflanzen. Sicher ist, daß das Treiben der Emigranten in der Nachbarschaft den Zorn der jugendlichen Enthusiasten erregte und zu Reibereien, selbst zu Duellen und anderweitigen Kundgebungen Anlaß gab. Unter den eifrigsten Mit-

gliedern der politischen Vereinigung befand sich das Wunderkind Schwabens, Schelling, der schon in früher Jugend durch seine vielseitigen Kenntnisse, durch die hervortretenden Keime seines Genies die größten Erwartungen erweckt hatte, ferner der mehrere Jahre ältere Hegel, der sich jener Zeit freilich nur durch seinen Eifer für das Studium des Griechischen auszeichnete, und schließlich Hölderlin, der gleichfalls noch nicht in weiteren Kreisen bekannt, doch seines zarten, dichterischen Gemüthes, seiner geistig verklärten Erscheinung wegen schon damals von seinen Genossen wie ein Wesen höherer Art betrachtet wurde. Für Schellings politische Richtung ist es bezeichnend, daß er einmal in den Verdacht kam, die Marseillaise übersezt zu haben, und sich dadurch vorwurfsvolle Worte des erzürnten Herzogs zuzog. Hegel galt für einen entschiedenen Republikaner, der gelegentlich Reden ganz im Geiste der Jacobiner gehalten haben soll. Hölderlin endlich hat seinem durch die Revolution angeregten Freiheitsenthusiasmus schon als Student in einigen schwungvollen Hymnen Ausdruck gegeben. Er verherrlicht die Freiheit als die hehre Göttin, die einst auf Erden in den Tagen des goldnen Zeitalters als Königin geschaltet, mit der Liebe und Unschuld zugleich aber sich von den entarteten Menschen hinweg und zum Himmel gewandt habe, um endlich wiederzukehren und neues paradiesisches Glück zu verbreiten.<sup>71)</sup>

Auch unter den späteren Jahrgängen Tübinger Studenten scheint sich die gleiche Gesinnung erhalten und zu erneuten Streitigkeiten mit französischen Emigranten und zu anderweitigen Excessen geführt zu haben. Manche ganz harmlos gemeinte Demonstrationen haben vielleicht nur in den Augen allzu argwöhnischer Späher einen gefährlich aufrührerischen Charakter gewonnen; doch steht immerhin fest, daß gerade die besten Köpfe, wie zum Beispiel der später als Romanschriftsteller rühmlichst bekannt gewordene Rehfues, im Stift zu den Anhängern der Revolution gehörten.

In der Karlschule war schon vor dieser Zeit durch einen der tüchtigsten und anregendsten Lehrer, Professor Franz, in seinen geographisch-statistischen Vorträgen das Interesse für die Befreiung von Nord-Amerika erweckt und dadurch der abstracte Freiheitsenthusiasmus

auf die Vorgänge der modernen politischen Welt hinübergeleitet worden. So kam es, daß auch hier gerade die talentvolleren Schüler, wie unter Anderen Christoph Heinrich Pfaff (später Professor in Kiel) und Georg Kerner, der ältere Bruder von Justinus, sich mit jugendlicher Leidenschaft zu den Anschauungen der französischen Nationalversammlung bekannten.<sup>72)</sup> Es bildete sich auch hier eine Art von politischem Club. In einem Saale, in welchem man den spähenenden Blicken der Vorgesetzten entrückt zu sein glaubte, wurden die Sitzungen gehalten und über den Verlauf derselben förmliche Protocolle geführt. Das große Föderationsfest vom 14. Juli beging man in feierlichster Weise, indem man sich zu nächstlicher Stunde den Zutritt zu dem herzoglichen Thronsaal zu verschaffen wußte, und Angesichts der unter dem Baldachin aufgestellten Gipsfigur der Freiheit und der Büsten von Brutus und Demosthenes begeisterte Reden über die Erlösung der Menschheit von Tyrannenketten hielt. Auch vor öffentlichen Demonstrationen schreckte man nicht zurück. Auf die Redouten, welche zu Ehren der emigrierten Prinzen in Stuttgart veranstaltet wurden, schlichen sich Mitglieder jenes Freiheitsbundes ein, das erste Mal, um die Abschaffung des Adels durch eine symbolische Pantomime darzustellen; ein andres Mal galt es durch das Umstoßen einer Urne, welche die als Chronos verkleidete Maske mit sich führte, eine Fülle von Zetteln mit zeitgemäßen Freiheitslehren und Angriffen wider die französischen Prinzen in Umlauf zu setzen. Wichtiger war es, daß selbst mit dem revolutionären Club in Straßburg Verbindungen angeknüpft wurden. Diese Stadt bildete überhaupt damals die Vermittlung zwischen der französischen Revolution und ihren Verehrern unter den kosmopolitischen Schwärmern Deutschlands. Dorthin wurde durch seine Freiheitsbegeisterung insbesondere auch Georg Kerner gezogen, der unter den Stuttgarter Akademikern am entschiedensten für die Ideen des neuen Zeitalters Partei ergriffen und in seinem Eifer für die allgemeine Gleichheit einstmals sogar den Adelsbrief seines Hauses den Seinigen entwandt und am Jahrestag des Bastillensturms den Flammen überliefert hatte. Schon als Karlschüler war Kerner zweimal nach Straßburg gepilgert. Dort wünschte er auch seine

medicinischen Studien fortzusetzen, um dem Herde der revolutionären Bewegung näher zu sein. Da er sich jedoch daselbst den eifrigsten Freiheitsfreunden anschloß, auch gelegentlich den Clubsitungen beiwohnte, erregte er den Zorn seines franzosenfeindlichen Vaters; auch der Herzog entzog ihm jegliche Unterstützung, sodaß Kerner sich entschloß, nach Paris zu wandern, um hier einen selbständigen Wirkungskreis zu suchen und seinen Thatendrang und seine Freiheitsliebe bethätigen zu können.<sup>73)</sup>

Nicht minder wandte eine Reihe reiferer Männer Württembergs dem französischen Volke ihre Sympathien zu. So vor Allem Reinhardt<sup>74)</sup>, der Schorndorfer Pfarrerssohn, der früher in schwungvollen Jugendliedern sein kräftiges schwäbisches und deutsches Selbstgefühl bekundet und insbesondere den Ruhm seiner Vaterstadt, die Heldenthaten der Schorndorfer Weiber und die Vertreibung der mörderischen Schaaren Melacs gefeiert hatte.<sup>75)</sup> Seit dem Jahre 1787 Hauslehrer in Bordeaux und den hervorragenderen Vertretern des neuen Zeitgeistes in dieser Stadt sich zugesellend, wurde er durch seine Begeisterung für die Revolution mehr und mehr in das politische Leben Frankreichs hineingezogen; wo sich ihm eine vieljährige, ebenso bedeutungsvolle, wie äußerlich glänzende Laufbahn eröffnete. Aber auch manche von Reinhardts dem Vaterlande getreu gebliebenen Jugendgenossen haben der französischen Freiheitsbewegung nicht weniger enthusiastische Theilnahme gewidmet. Selbst Karl Philipp Conz, der, Reinhardts Freund seit der Zeit des gemeinsam im schönen Remsthal verlebten Jugendglückes<sup>76)</sup>, — auch dem jungen Schiller im frühen Knabenalter innig verbunden — so recht im Gegensatz zu den Gefährten seiner Kindheit, sein bescheidenes Leben im Heimatlande unter wechselnder theologischer, philologischer und dichterischer Wirksamkeit in friedlich harmonischem Verlauf vollendete, auch dieser frohlockte wenigstens im Anfang der Bewegung, daß Recht und Menschlichkeit den Sieg über verjährte Willkür errungen habe.<sup>77)</sup> Feuriger noch und ausdauernder in seinem Enthusiasmus war Gotthold Stäudlin. Im Anfang der Revolutionszeit dichtete er seine Hymne auf Galliens Freiheit<sup>78)</sup>, in welcher er die Erlösungsfeier Frankreichs, vor Allem die Zertrümmerung der Sklaven-



burg: Bastille verherrlichte, und die mit derselben verbundenen grausamen Mordscenen als Aeußerungen einer großen und gerechten Verzweiflung darstellte. Auch in der Fortsetzung der Schubart'schen Chronik, welche er seit dem Herbst 1791, anfänglich gemeinsam mit dem jüngeren Schubart. herausgab, suchte er durch begeisterte Erzählung der Vorgänge und schwungvolle Vertheidigung der neuen Staatsgrundsätze Frankreichs die Sympathie für die Revolution unter seinen Lesern, rege zu erhalten.<sup>79)</sup> Wenigstens im Anfang seiner publicistischen Thätigkeit konnte er sicherlich unter den Gebildeten Württembergs auf zahlreiche Gesinnungsgenossen rechnen. So erzählt unter Anderen von Hoven, der bekannte Jugendfreund Schillers, wie sehr man sich innerhalb seines Ludwigsburger Kreises während der ersten Revolutionsjahre gehoben gefühlt und dem idealistischen Glauben gehuldigt habe, daß die Freiheitsbewegung berufen sei, alle alten Vorurtheile zu zerstören, alle Ungleichheit unter den Menschen zu tilgen, und die natürlichen Menschenrechte zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.<sup>80)</sup>

Auch das eigentliche politische Leben der verschiedenen Staatsgebiete blieb von dem revolutionären Zeitgeist nicht unberührt. Während jedoch der Einfluß desselben auf die ständischen Verhältnisse in Württemberg erst gegen Ende des ersten Coalitionskrieges bedeutender wurde, machte er sich in dem Verfassungsleben der Reichsstädte schon früher geltend. Lebte man in einigen derselben auch jetzt noch in behaglicher Selbstzufriedenheit fort; so konnte doch von manchen jener kleinen Republiken Schubart mit Recht hervorheben, daß in ihnen mehr, als in anderen Gebieten des Reichs, gefährliche Gluth unter der Asche glimme. So wurden z. B. in Eßlingen die schon früher hervorgetretenen Conflicte zwischen Rath und Bürgerschaft unter dem Einfluß der herrschenden politischen Stimmung wesentlich verschärft. Zu ähnlichen Zwisten kam es in der Periode der französischen Staatsumwälzung auch in anderen Reichsstädten, wie namentlich in Ulm, Augsburg und Reutlingen. Bald nahm der Streit einen ausschließlich processualischen Verlauf, bald kam es zu Demonstrationen und Aufruhrscenen; bald wurde die ganze Einwohnerschaft in zwei feindliche Lager gespalten, bald gab nur der Unmuth einzelner unzufriedener Elemente der Bevölkerung zu Friedensstörungen Anlaß.

Zumeist war die Opposition gegen die Uebergriffe der regierenden Magistrate auf dem Gebiet des Rechts und der Finanzen, gegen die Bevorzugung der Patricier und die Beeinträchtigung der übrigen Bürger gerichtet. Hier und da handelte es sich um Angelegenheiten von ganz ausschließlich localer Natur, um Fragen des Bau- und Forstwesens, um Anstellung und Befoldung von Beamten, um Streitpunkte zwischen Handwerksmeistern und Gesellen, um Begünstigung oder Fernhaltung auswärtiger Concurrenz auf dem Gebiet der Industrie und des Handels.<sup>81)</sup> Häufig erscheinen die damaligen Unruhen in den Reichsstädten als Wiederholungen der Zunftkämpfe in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, gelegentlich auch als Vorläufer der modernen Arbeitercravalle; doch wie die Opposition fast überall in bewußtem oder unbewußtem Zusammenhang stand mit dem von Frankreich aus verbreiteten Ruf nach Beseitigung jeglicher Unterdrückung und Zurücksetzung; so war wenigstens in einzelnen Fällen die Feindseligkeit gegen die bevorzugten Classen und die leitenden Behörden der Reichsstädte mit weltbürgerlicher Sympathie für Frankreich verbunden.

Unter den begabteren Söhnen der Reichsstädte hatte Affsprung als Verehrer von Rousseau und im Gegensatz zu der heimischen Aristokratie sich gewissermaßen schon vor der Revolution zu den Ideen derselben bekannt. Es war selbstverständlich, daß er den Ausbruch derselben freudig begrüßte.<sup>82)</sup> Zunächst von Heidelberg aus hat er als Schriftsteller im Sinne der Zeitbewegung zu wirken gesucht; ja er machte es sich zur besonderen Pflicht, die Erhebung der Franzosen wie seine eigenste Angelegenheit zu vertheidigen und die literarischen Widersacher derselben durch mehr oder minder heftige Entgegnungen abzufertigen.<sup>83)</sup> In seiner Theorie eilte er selbst den Franzosen voraus, indem er schon im Jahre 1790 die Demokratie für die der menschlichen Natur allein angemessene Verfassungsreform erklärte.<sup>84)</sup> In Bezug auf die praktische Anwendung der Freiheitslehren gelangte er allerdings bald genug zu abweichenden Ansichten.<sup>85)</sup>

Auch Johann Georg Pahl, welcher, der Reichsstadt Kalen entstammend, zu den letzten Lobrednern der untergehenden kleinen Freistaaten gehörte und sich nachmals unter den nationalgesinnten Publicisten und Geschichtsschreibern ausgezeichnet hat, stand im Beginn

der Bewegung durchaus auf der Seite der kosmopolitischen Franzosenfreunde.<sup>66)</sup> Es war vielleicht für die Entwicklung seiner politischen Ansichten von Bedeutung, daß er den größeren Theil der Revolutionszeit als Pfarrer zu Neubronn, in einer der ritterlichen Herrschaften verbrachte, deren so viele in Schwaben eine selbständige, reichsunmittelbare Stellung bewahrt oder errungen hatten. Auch in jenen winzigsten Gebieten, in denen das deutsche Staatsleben des vorigen Jahrhunderts häufig bis zur vollendeten Caricatur verzerrt erschien<sup>67)</sup>, mußte das Verlangen nach besseren Zuständen einem politischen Idealismus Nahrung geben, welcher von der Erhebung Frankreichs das allgemeine Heil der Menschheit hoffte. Pahl selbst berichtet, daß er jener Zeit in der Revolution geradezu einen Kampf zwischen Licht und Finsterniß erblickt und von derselben die Vernichtung jeder willkürlichen Gewalt, Sklaverei und Geistesunterdrückung erwartet habe. Das kriegerische Vordringen von Custine und Dumouriez in Deutschland und Belgien bestärkte ihn nur in seiner Meinung, daß die Franzosen von der Vorsehung die Bestimmung erhalten hätten, das große Werk der Weltverbesserung zu beginnen und allen Nationen der Erde das Zeichen zu geben, sich mit ihnen zu vereinigen. Nur die Bande der Familie ließen ihn der Versuchung widerstehen, nach Mainz zu wandern, um dort für die in Aussicht gestellte Verbrüderung freier Völker wirken zu können. Die genauere Kunde von den Schreckensscenen in Paris und das gewaltsame Auftreten der Franzosen auf deutschem Gebiete diente freilich bald genug dazu, Pahls Sympathie für diese Nation abzukühlen und Wünsche und Gefinnungen andrer Art in ihm hervorzurufen.

Bei vielen Schwärmern im Jünglings- und Mannesalter war die Theilnahme für die französische Politik überhaupt schon seit dem Sturze des Königthums erloschen, während sie sich bei Manchen während des ganzen Verlaufs der Revolution im Wesentlichen unvermindert erhielt. Auch die Letzteren waren freilich nicht im Stande, mit den Franzosen bei ihrem raschen Uebergang zu immer extremeren politischen Bestrebungen Schritt zu halten. Georg Kerner<sup>68)</sup> bekannte sich zu den Jacobinern, als er im Jahre 1792

voll der glühendsten Hoffnungen, für das Wohl der Menschheit wirken zu können, nach Paris kam. Bald wurde er jedoch durch die selbstsüchtigen Ziele, durch die verwerflichen Mittel vieler seiner angeblichen Gesinnungsgenossen zurückgeschreckt. Ähnlich den Straßburger Freiheitsfreunden, durch welche Kerner zuerst in das politische Leben eingeführt war, vertrat er den Parisern gegenüber fortan den beziehungsweise gemäßigteren Standpunkt. Zur Zeit der Bedrohung des Königthums war er eifriger Constitutioneller. Am Abend des 9. August begab er sich auf die Wache in den Tuileries, um für Ludwig XVI. zu kämpfen. Als später die Terroristen nach der Alleinherrschaft strebten, stellte er sich, furchtlos gegenüber der Wuth der Sansculotten und der drohenden Gewalt des Revolutionstribunals, auf die Seite der Girondisten.

Es ist bezeichnend, daß für diese Partei sich überhaupt die Mehrheit derjenigen Deutschen begeisterte, welche auch nach der Begründung der Republik an den Geschicken Frankreichs lebhafteren Antheil nahmen. Vielleicht die glänzendste Verherrlichung, welche den Girondisten in Deutschland zu Theil geworden, finden wir in einem dichterisch-historischen Gemälde Stäudlins: „Der Genius des Jahres 1793“<sup>80)</sup> Während hier Vergniaud und seine Genossen als die erhabenen Schutzgeister der Freiheit gepriesen, mit Solon, Perikles und Demosthenes verglichen werden, während das Bild der Charlotte Corday als das einer verklärten Heldin und Märtyrerin erscheint, werden Ausdrücke ingrinnigen Zorns und grenzenloser Verachtung wider die Schreckensmänner geschleudert.

War so mancher deutsche Freiheitsenthusiast, der einst der Begründung der Republik zugejauchzt hatte, durch die Gewalt Herrschaft Robespierres zur Verzweiflung gebracht; so empfanden auch Stäudlin aus der Ferne und Kerner, mitten im lärmenden Kampf der Leidenschaft stehend, den tiefen Schmerz, ihr höchstes Ideal entweißt zu sehen. Wie aber Kerner mit schwäbischer Zähigkeit den einmal gewonnenen Standpunkt bewahrte und trotz der entsetzlichsten Qualen des Gemüths und der ihn umringenden Gefahren im Wesentlichen seiner politischen Ueberzeugung treu blieb; so hat auch Stäudlin trotz unsäglicher Enttäuschungen den Glauben wenigstens an zukünftige

Segnungen der Revolution festgehalten. „Der Genius des Jahres 1793“ endet seine Schilderung mit den Worten: „So wie in der physischen Natur aus der menschenwürgenden Pest, aus den Giften der Erde, den verheerenden Flammen und verschlingenden Fluthen sich tief versteckte, segensreiche Folgen für den ganzen Schöpfungsplan entwickeln; so auch in der moralischen Welt. Aus diesen schwarzen Verbrechen der Freiheitsschänder, diesen heißen Mordschlachten, diesen fanatischen Verfolgungen, diesen Einkerkerungen und Hinrichtungen werden einst reines Menschenglück, geläuterte Wahrheit und Freiheit hervorgehn! Diese tobenden Stürme werden sich in liebliche Stille, diese rauhen Mißtöne in süße Harmonien verlieren! — Erst dann, wenn die einander jetzt so heftig grollenden Parteien längst im Grabe modern, werden hellersiehende Erdenbewohner an einem großen Ziel der Wahrheit zusammentreffen, und — einander als Brüder umarmen! —“<sup>90)</sup>

Doch schwerer, als der Conflict zwischen der Sympathie für die revolutionäre Idee und dem Abscheu gegen ihre mächtigsten Vertreter, war der zwischen der Freiheitsbegeisterung und der Vaterlandsliebe zu überwinden. Dieser letztere Gegensatz war freilich erst im Verlaufe der Coalitionskriege hervorgetreten. Selbst im Anfange des Kampfes noch äußerten Männer, die ihren deutschen Patriotismus häufig genug in Versen und Prosa bekundet hatten, ihre lebhafteste Freude über die Fortschritte der Franzosen. Man war sich dabei gar keines Abfalls von den früheren Gesinnungen bewußt; und es bezeichnet überhaupt die unklare Verschwommenheit der politischen Anschauungen jener Tage am besten, daß man im Stande war, gleichmäßig für Deutschland und Frankreich zu schwärmen.

Ueberaus charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Haltung, welche Gotthold Stäudlin den Zeitereignissen gegenüber beobachtete. Seinem Vorgänger Schubart geistes- und gesinnungsverwandt, suchte er in der Fortsetzung der Chronik, wie jener, zugleich dem Interesse des Vaterlandes und dem Genius der neuerstandenen Freiheit gerecht zu werden; und er glaubte diese verschiedenen Richtungen seines Enthusiasmus auch dann noch vereinigen zu können, als bereits der Krieg, durch Frankreich provocirt, — wie Stäudlin deutlicher, als andere Revolu-

tionsfreunde erkannt und zugestanden hat — deutsche Gebiete der Fremdherrschaft zu überliefern drohte. So geschah es, daß er in dem letzten Theile der Chronik, wie in seiner besonderen Darstellung der Ereignisse des Jahres 1793 abwechselnd die Thaten der fränkischen Freiheitshelden und die ruhmreichen Heere der Verbündeten — mitunter, möchte man fast sagen, beide in einem Athemzuge — verherrlichte.<sup>91)</sup>

Diese politische Mittelstellung ist aber, neben manchem Andern, was auf sein Lebensglück einen düstern Schatten warf, für Stäudlins weitere Schicksale verhängnißvoll geworden.<sup>92)</sup> In einer Zeit des Kampfes und der geschärften politischen Gegensätze hatten die für Frankreich und die Revolution günstigen Auslassungen der Chronik vielfach Anstoß erregen müssen. Die Zahl der Leser minderte sich, und nicht lange, nachdem ein Verbot von Seiten des Reichshofraths erfolgt war, im zweiten Jahre nach dem Tode des Urhebers, ging die Zeitschrift ein. Stäudlin erscheint in der Folgezeit vielfach von verschuldetem und unverschuldetem Mißgeschick heimgesucht. Er befand sich bei Herzog Ludwig Eugen in Ungnade, und ohne Aussicht auf eine sichere Versorgung im Heimatlande, ergriff er den Wanderstab.<sup>93)</sup> Nach manchem Umherirren ließ er sich in Fahr, einem Städtchen im Breisgau, nahe der elsässischen Grenze nieder, wo er sich wenigstens vorübergehend ein trauliches Daheim begründete<sup>94)</sup>, und — wie er von einem Freunde singt — bald auf „die stolzen Scheitel der Vogesen“ blickte, nach dem „schönen Lande, wo die Freiheitskämpfer wohnen,“ bald nach der

„wilden Bracht

Des Schwarzwalds, wo ihr Haupt, bedeckt mit Moos und Nacht,  
Die Bodanseichen in die Wolken heben.“<sup>95)</sup>

Er wirkte hier insbesondere durch die Herausgabe einer Zeitung „Alio“, welche die neuesten Ereignisse der französischen Revolutionsgeschichte den deutschen Lesern möglichst schnell zu vermitteln bestimmt war.<sup>96)</sup> Doch hatte das Vorurtheil von Stäudlins jacobinischen und aufrührerischen Gesinnungen schon zu sehr Wurzel gefaßt, als daß sein Unternehmen auf Erfolg hätte rechnen können. Seiner Meinung nach hätte man „an gewissen höchsten Orten“ zwar geschweigt, ihm die Herausgabe der Zeitung öffentlich zu versagen, statt dessen aber be-

schlossen, sie heimlich zu unterdrücken, indem man ihrem Bestand und ihrer Verbreitung die kleinlichsten Hindernisse in den Weg legte. Nach Verlauf eines halben Jahres (im Sommer 1795) mußte Stäudlin auch seine auf dieses jüngste Project gesetzten Hoffnungen als gescheitert betrachten.<sup>97)</sup> Seine Blicke waren jetzt auf das Elfaß gerichtet, wo er sich durch seine Fortsetzung der Schubart'schen Chronik zahlreiche Freunde erworben hatte. Ihn lockte der Plan, hier mit der Herausgabe dieser Zeitschrift aufs neue zu beginnen; doch gedachte er zunächst für die Ausführung dieses Vorhabens die Herstellung des Friedens abzuwarten.<sup>98)</sup> Inzwischen drängte die Noth des Lebens. So überwand Stäudlin sich nach längerem Zögern dahin, gegen Ende des Jahres 1795, den mittlerweile zur Herrschaft gelangten Herzog Friedrich Eugen, der die Abneigung seines Vorgängers gegen ihn getheilt zu haben scheint, um eine Versorgung im Württembergischen anzugehn. Er wurde abschlägig beschieden.<sup>99)</sup> Im folgenden Jahre sollten seine Lebensgeschichte ein tragisches Ende finden. Die Einzelheiten auch des letzten Abschnitts seiner wechselreichen Laufbahn entziehen sich freilich unserer Kenntniß. Nach Stuttgart gelangte gerüchtweise die Kunde, Stäudlin habe sich mit Empfehlungsbriefen nach Straßburg gewandt, es sei ihm aber die gewünschte Aufnahme nicht zu Theil geworden; neue Enttäuschungen hätten seinen Lebensmuth nunmehr vollends gebrochen. Von Straßburg aus wurden am 11. September 1796 seine ergreifenden Abschiedsworte an die Schwester seiner Mutter gerichtet. Weder im heimischen, noch im fremden Lande zu einer steten und befriedigenden Thätigkeit gelangend, von drückenden Sorgen gequält, hat er in tief melancholischer Gemüthsstimmung „seine vielen verdienten und unverdienten Leiden“ in den Wellen des Stromes begraben, der damals in jenen Gegenden die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildete.<sup>100)</sup>

Eine sehr viel mächtigere Anziehungskraft vermochte die französische Revolution auf Georg Kerner auszuüben. Scheinbar hatte sich derselbe völlig von Deutschland losgesagt, und doch wurden auch in der Fremde seine Gedanken stets wieder auf das Vaterland und dessen Wohlfahrt hingelenkt. Schon, da er als Karlschüler im Jahre 1790 die Metzgerau bei Straßburg aufsuchte, rief der Anblick

des Freiheitsaltars den Wunsch in seiner Seele hervor, daß man auch in Deutschland einmal solche Altäre errichten möge, daß auch Deutschland den Himmel versöhne, damit der Geist der Sklaverei endlich einmal vom heimischen Boden weiche. Insbesondere seltsam war es, wie er gegen Ende des Jahres 1792 seine Sympathien für die Revolution mit der Vaterlandsliebe zu vereinigen suchte. Zurückgestoßen durch die schrecklichen Wirkungen des Freiheitsfanatismus, durch die überall sich äussernden Symptome der Verderbenheit in Frankreich, gab er sich der Hoffnung hin, daß die scheinbar auf immer aus Europa verbannte Freiheit in seiner Heimat einen günstigen Boden gewinnen könne — und zwar durch ein Mittel der eigenthümlichsten Art. Das einzig Erfreuliche auf Seiten der Franzosen erschien ihm die Uebermacht ihrer Kriegsheere. In diesen aber erblickte er eine Keule, um die deutschen Fürsten niederzuschlagen und das gesammte Reichssystem zu zerschmettern. War das vollbracht, und die Freiheit namentlich im südwestlichen Deutschland, welches Kerner besonders im Auge hatte, verwirklicht; so hielt er es für möglich und wünschenswerth, die zertrümmernde Keule, gleich dem abgenutzten Meißel, nach vollbrachter Arbeit hinwegzuwerfen, d. h. durch die Bildung deutscher Nationalgarden die Franzosen in Respect zu halten, sie im Fall von Excessen heimzusenden und nur im Fall eines guten Betragens als Freunde und Brüder zu behandeln. — <sup>101)</sup> — Von derartigen kindlichen Vorstellungen zurückgekommen, hat er doch auch in der Folgezeit in seinem Heimatlande für Frankreich agitirt und sich insbesondere bemüht, zwischen letzterem und Württemberg friedliche Beziehungen zu vermitteln, immer in der Ueberzeugung, die Sache der Freiheit und das Wohl des Vaterlandes dadurch gleichmäßig zu fördern. <sup>102)</sup> Die Unmöglichkeit, solche Gegenstände zu vereinbaren, führte Kerner dann freilich für eine Reihe von Jahren gänzlich auf die Seite der Franzosen. Er trat als Secretär seines Landsmannes Reinhardt, der sich zu der angesehenen Stellung eines französischen Gesandten emporgeschwungen hatte, in die Dienste der Republik, wirkte für diese mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte in Deutschland und den Niederlanden, in der Schweiz und Italien und verlor das vaterländische Interesse darüber so sehr aus dem



Auge, daß er die Preisgebung des linken Rheinufers an Frankreich mit Frohloeden begrüßte.<sup>103)</sup> Erst als in der Eroberungspolitik Napoleons der nackte Egoismus unverkennbar an den Tag getreten war, wurde Kerner seinem Vaterlande dauernd wiedergewonnen.

Ungleich ruhiger und nüchterner, als die erwähnten Enthusiasten, die beim Ausbruch der französischen Revolution zum Theil noch als Jünglinge in Schwaben weilten, haben deren hervorragendere Landsleute, die längst in andern Theilen Deutschlands eine Lebensstellung gefunden, Männer, wie Wieland, Spittler, Schiller, den mächtigen Einwirkungen der französischen Revolution sich gleichfalls nicht entziehen können.

Vor Allem hat Wieland den Verlauf der politischen Ereignisse seiner Zeit unablässig im Auge behalten und in seinem „Deutschen Mercur“ in der Form von Abhandlungen, Sendschreiben, Dialogen über seine Eindrücke und Urtheile Rechenschaft gegeben. Als Weltbürger konnte er anfänglich nicht umhin, in den jubelnden Ton der Begeisterung mit einzustimmen; als Anhänger der Rechtsphilosophie und der politischen Theorien des achtzehnten Jahrhunderts mußte er dem Versuch, nach den Grundsätzen der Vernunft eine neue Staatsordnung zu begründen, seinen lebhaftesten Beifall schenken. In einer kosmopolitischen Adresse an die Nationalversammlung erklärte er ausdrücklich, von den Rechten und Pflichten des Menschen, wie von dem letzten Zweck aller bürgerlichen Einrichtungen mit der französischen Volksvertretung „ziemlich einerlei Begriffe“ zu haben.<sup>104)</sup> Aber schon in dieser Adresse, und in der Folge zunehmend mehr, macht sich die Besorgniß geltend, daß die französische Nation zu weit gegangen und den demokratischen Tendenzen allzuviel Spielraum gegeben. Ueberhaupt tritt der philosophischen Staatsanschauung die Vertheidigung des geschichtlich Ueberlieferten zur Seite; und der zur Bewunderung geneigte Idealist erscheint in Wielands politischen Schriften abwechselnd mit dem Satiriker, der die menschlichen Schwächen und Thorheiten verspottet. Allem Extremen und Phantastischen abhold, belächelt er den „wilden Einfall, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden“, und das „aberwitzige Project, das Eigenthümliche des

saturinischen Zeitalters mit den Vorzügen der äußersten Cultur verbinden zu wollen.“<sup>105)</sup> Das Streben nach der richtigen Mitte ist für Wieland — wie auf allen Gebieten des Lebens und Denkens —, so auch auf dem der Politik charakteristisch. Es ist in diesem Sinne bezeichnend, wenn er für die Mittheilung seiner politischen Ueberzeugungen die dialogische Form wählt, so daß dem Ausdruck der Sympathie für die Freiheitsbewegung ein zweifelndes „Aber“ entgegen gesetzt werden kann, und umgekehrt der in conservativem Sinne declamirenden und polternden Juno mitunter ihr olympischer Ehegemahl ins Wort fällt, um — freilich nur in ziemlich phlegmatischer Weise — die Partei der Revolutionäre zu vertheidigen. Doch wurde bereits seit dem Tode Mirabeaus die Mißbilligung über politische Fehlschritte und die sittliche Entrüstung über einzelne Gewaltthätigkeiten der Revolution vorherrschend. Schließlich kam es zu einer vollständigen Verwünschung derselben; und im Gegensatz zu den früher geäußerten weltbürgerlichen Ansichten ward von Wieland über den „überspannten, an einem Deutschen anstößigen Enthusiasmus“, mit dem ein bekannter badischer Schriftsteller die „Großthaten der sogenannten großen Nation“ verherrlichte, nachsichtslos der Stab gebrochen.<sup>106)</sup>

Von vornherein sehr viel kritischer und rüchhaltsvoller fielen die Urtheile Spittlers aus.<sup>107)</sup> Die gründliche Beschäftigung mit der Verfassungsgeschichte Württembergs hatte ihn an eine historische Auffassung des Staatslebens gewöhnt. Spittler war Anhänger des Rechtsstaats, nicht als einer Verwirklichung der Sätze des Naturrechts, sondern insofern er das Resultat der geschichtlichen Entwicklung war. In diesem Sinne bewunderte er stets die englische Verfassung, welche nach und nach „vom Feudalsystem zur ausgebildeten glücklichen Constitution eines freien Volks übergegangen sei.“<sup>108)</sup> Auch die Revolution im geistlichen Fürstenthum Rättich erregte seine Theilnahme, da man hier die aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert stammende, der württembergischen in mancher Hinsicht verwandte ständische Verfassung wieder in der früheren Reinheit herzustellen suchte.<sup>109)</sup> Für die französische Revolution hingegen hegte Spittler nur ein geringes Maß von Bewunderung.<sup>110)</sup> Er war der

Ansicht, daß der alte Despotismus durch einen neuen ersetzt worden sei. Er erblickte vor Allem einen groben Fehler darin, daß man eine ganz neue Verfassung von Grund aus aufbauen wolle und hielt es für unmöglich, daß aus diesem Experiment etwas Befriedigendes hervorgehe. Selbst die vielgefeierten Beschlüsse der Nacht vom vierten August, welche die Beseitigung der mittelalterlichen Privilegien bewirkten, erschienen ihm unbedachtsam, und spöttisch äußert er einmal: „am hellen Tage wären sie nie zu Stande gekommen.“<sup>111)</sup> Wenn Spittler aber im Jahre 1789 nicht mit den Enthusiasten jubelte, so hat er doch auch nicht immer und nicht unbedingt den tadelnden und verdamnenden Auslassungen der Revolutionsfeinde zugestimmt. Wie sehr er auch bei der Beurtheilung der einzelnen Vorgänge und der handelnden Persönlichkeiten in politischer und namentlich in sittlicher Beziehung einen überaus strengen Maßstab anlegte; so verlor er als echter Historiker doch niemals den großen Zusammenhang der Ereignisse außer Augen. Er wies wiederholt darauf hin, daß auch die heilsamsten Entwicklungen und Wandelungen der Geschichte, insofern sich die Masse des Volks dabei betheiligte, nur selten ohne eine Beimischung unlauterer Elemente erfolgt wären, und ohne daß vereinzelte Zwischenfälle und begleitende Nebenumstände — abgesondert von dem großen Verlauf der Dinge betrachtet — den gerechten Unwillen der Zeitgenossen hervorgerufen hätten.

Im Gegensatz zu dem Geschichtsschreiber Spittler, den nur die in der Vergangenheit wurzelnden, allmählig werdenden und wachsenden Staatsbildungen anzogen, war Schiller auch in politischen Dingen Idealist; aber auch er wurde durch die französische Revolution mehr abgestoßen als gefesselt. Gerade weil ein so erhabenes Ideal der Freiheit in seiner Seele lebte, zweifelte er an der Möglichkeit, dasselbe damals verwirklicht zu sehen. Die Menschen seiner Zeit erschienen ihm theils zu roh und verwildert, theils zu schlaff und verdorben, um — wie Schiller es als letztes Ziel hinstellte — den Nothstaat in den Vernunftstaat umzuwandeln zu können. Als er daher im Schreckensjahre 1793 sein heimatliches Schwabenland besuchte, mußte der Enthusiasmus seiner Jugendfreunde für die neue französische Freiheit ihm durchaus fremdartig erscheinen. Außerlich

gleichgültig wandte er sich von den Ereignissen des Tages ab und schrieb seine Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen, in denen er die bedeutsame Losung ausgab: „Durch Schönheit zur Freiheit, durch die aesthetische Cultur zur politischen!“

Wenn Schiller aber auch von einem höheren Standpunkte aus zu seiner Weisung berechtigt war und thatsächlich den Weg bezeichnete, auf welchem gerade die deutsche Nation sich zu einem neuen Dasein aufgeschwungen hat; so konnte es bei dem obwaltenden Charakter der Weltlage doch nur auserwählten Geistern gestattet erscheinen, sich gänzlich auf das aesthetische Gebiet zurückzuziehen.

Der Krieg mit Frankreich hatte seit dem Herbst 1792 wiederholt eine für Deutschland bedenkliche Wendung genommen. Nächst dem linken Rheinufer war der schwäbische Kreis das am meisten gefährdete Gebiet. Wenn nun auch — wie oben angedeutet — einzelne Freiheitsfreunde, die sich außerhalb des deutschen Kampffeldes befanden, oder über dem Gewirr der Tagesereignisse zu stehen vermeinten, jetzt und später noch für Frankreich schwärmten, ohne einen Verrath an der Heimat zu wollen oder eines solchen sich bewußt zu werden; so trat doch im Verlaufe der Revolutionskriege mehr als einmal an die Gesammtheit der Bewohner Schwabens die nicht leicht abweisbare Frage heran, ob man den als Feinden ins Land dringenden Republikanern mit kosmopolitischer Sympathie oder mit patriotischem Widerstand begegnen solle.

Fast alle politischen Parteien und Parteischattirungen hatten damals ihre Anhänger gefunden; doch war es bedeutsam, daß es gerade in den für Schwaben verhängnißvollsten Jahren an einem hervorragenderen Vertreter vaterländischer Denkungsart gebrach. Friedrich Karl von Moser hatte sich freilich im Jahre 1790 in Ludwigsburg angesiedelt, um, wie er es längst ersehnt, den Rest seines vielbewegten Lebens in der württembergischen Heimat zu verbringen. Auch jetzt noch setzte er seine gemeinnützige schriftstellerische Thätigkeit fort; er mahnte, wie früher, die Regierenden zu gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten, er warnte vor falscher Aufklärung, durch welche der Same der Zweifelsucht auch auf politischem Gebiet ausgestreut werde, er rieth vor Allem, durch populäre Schriften die Bevölkerung

Deutschlands über ihr wahres Interesse zu unterrichten. Aber freilich geschwunden war die fröhliche Zuversicht, welche früher sein patriotisches Wirken beseelt hatte. Der Verlauf der Zeitereignisse hatte ihn mit Mißmuth und Bekümmerniß erfüllt. Er war der Meinung, daß beide in den politischen Kämpfen einander gegenüberstehenden Parteien in ihrer Weise zu sehen und zu denken und zu handeln Unrecht hätten.<sup>112)</sup> In der Erbitterung über die deutschen Fürsten, die sich noch immer nicht zum Besseren wenden wollten, bezeichnete er die Franzosen einmal sogar als die von Gott gesandten Zuchtruthen derselben.<sup>113)</sup> Es lag ihm selbstverständlich unendlich fern, für den Landesfeind Sympathie zu hegen; aber so trostlos erschien ihm die Lage Deutschlands inmitten des gewaltigen Weltkampfes, daß er für dasselbe das Schicksal Polens befürchtete.<sup>114)</sup> Er selbst glaubte unter so trüben Verhältnissen, nachdem seine Bemühungen im praktischen Staatsdienst so viel Unthun, seine patriotischen Bestrebungen so viele Enttäuschungen gefunden hatten, wie ein Veteran, der genug gestritten und gelitten, genug Wunden und Narben im Kampf davon getragen, nunmehr berechtigt zu sein, sich in sich selbst zu verhüllen, seine Betrachtungen und Wünsche in sich zu verschließen.<sup>115)</sup> Aber unthätig blieb er deshalb doch nicht. Bis an sein Lebensende war er bemüht, aus der Fülle seiner durch Lectüre und eigene Erfahrung gewonnenen Anschauungen politisch bedeutende Thatsachen und lehrreiche Erörterungen zusammenzustellen, in derselben anspruchslosen Weise, in der er einst ein früheres Werk der Bestimmung gewidmet, als Schutt zu dienen „zur Wegbesserung des kommenden Jahrhunderts“. — Unzweifelhaft hat Moser durch seine rastlose schriftstellerische Wirksamkeit zur Bereicherung der Anschauungen, zur Klärung der Begriffe auf politischem Gebiete wesentlich beigetragen, er hat wärmere Empfindungen für das Gemeinwohl unter den Deutschen entzünden helfen, und dadurch auch mittelbar einer späteren Wiedergeburt des Vaterlandes vorgearbeitet; doch den Zuständen des untergehenden alten Reichs gegenüber war der einst so rührige Patriot selbst viel zu sehr resignirt, als daß er in den Tagen der Noth die Gefinnungen und die Thatkraft seiner Landsleute zu befeuern vermocht hätte.

Eine, vom nationalen Gesichtspunkt betrachtet, besonders erfreuliche Erscheinung war im Beginn dieser Periode die Haltung des württembergischen Herzogs Ludwig Eugen (1793–1795), der sich unter den Fürsten des deutschen Reichs durch seine patriotische Entschlossenheit hervorthat. Gleich bei seinem Regierungsantritt bekundete derselbe seine entschiedene Feindschaft gegen die Revolution und seinen Feuereifer in der Förderung des Kampfes gegen die Franzosen. Um die Widerstandskraft Schwabens zu erhöhen, beantragte er bei den Ständen des schwäbischen Kreises, daß nicht nur alle Contingente vollzählig gemacht, sondern auch eine ansehnliche Landmiliz aufgestellt werde. In Bezug auf Württemberg begnügte er sich nicht mit diesen Maßregeln, sondern ließ Vorkehrungen treffen, damit im Nothfall die gesammte waffenfähige Mannschaft vom 17. bis zum 50. Jahre bei der Vertheidigung des Landes mitzuwirken vermöge.<sup>116)</sup>

Für seine eigene Person gab der Herzog das Versprechen, daß er sich im Falle einer französischen Invasion an die Spitze seines Volkes stellen werde.<sup>117)</sup> Doch nur klein war die Zahl der Männer im Lande, die durch edlen Patriotismus mit dem Fürsten wetteiferten. In der nächsten Umgebung desselben war vor Allem der durch die Tüchtigkeit seines Charakters nicht minder, als durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnete Geheime Secretär Schwab von gleichen Gefinnungen erfüllt.<sup>118)</sup> Unter den Vorstehern der Oberämter zeichnete sich damals insbesondere der Oberamtmann Kerner (der Vater von Georg und Justinus) durch die Hingebung aus, mit welcher er die Maßregeln des Fürsten zur Ausführung zu bringen suchte. Seinem Vaterlande durchaus ergeben, war er rastlos bemüht, in seinem Ludwigsburger Bezirk die Organisation der Volksbewaffnung zu fördern. In einer bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede ermahnte er, durch die Wiederbelebung von Hermanns kriegerischem Geiste das unruhige Nachbarvolk von Deutschlands Grenzen fernzuhalten. Falls sich eine Anzahl rechtschaffener, ehrliebender Männer freiwillig zusammenfände, um eine Schützengesellschaft zu bilden, so verhiess er, nicht nur das Commando zu übernehmen, sondern bereit zu sein, jede Gefahr mit jedem Bürger zu theilen.<sup>119)</sup>

Nicht minder von patriotischem Geiste beseelt, schrieb damals der ehemalige Professor der Karlschule Jakob Friedrich Abel seine Geschichte des Einfalls der Franzosen zur Zeit Melacs, in der ausgesprochenen Absicht, die Württemberger zu energischer Abwehr der Neufranken aufzumahnern.<sup>120)</sup> Durch die Erzählung der früheren Bedrängnisse suchte er seinen Mitbürgern eine schreckenerregende Vorstellung von den namenlosen Leiden zu erwecken, mit welchen das kriegführende Frankreich seine Widersacher heimzuzuchen pflegte. Zugleich ergab sich ihm aus der Betrachtung der vergangenen Geschichte des Landes die unabweißbare Folgerung, daß nicht die Hilfe der Bundesgenossen, nicht Demüthigung vor dem Feinde, sondern nur das Aufgebot der eigenen Kraft zu schützen vermöge. Darum stimmte er aus vollem Herzen dem Vorschlage zur Gründung einer Landmiliz bei, erteilte Rathschläge zu einer heilsamen Organisation derselben und wies die Einwendungen, welche von den Gegnern der Volksbewaffnung geltend gemacht waren, mit schlagenden Gründen zurück. Vor Allem aber mahnte er zur Eintracht, da nur eine aufrichtige und dauernde Vereinigung aller Stände und aller Parteien zum Wohle des Ganzen Rettung bringen könne. Man möge über Vorzüge freier Verfassungen, über Staatsrevolutionen und über den Ursprung des gegenwärtigen Kriegs urtheilen, wie man wolle; „genug“, — so endet er seine Darlegung — „die Franzosen führen nun einmal Krieg gegen unser Vaterland und führen ihn auf die angezeigte (d. h. barbarische) Weise. Wir müssen also Einer, wie der Andre unser Vaterland vertheidigen.“ —

Und wie ein Nachhall der von den Dichtern Schwabens vor der Revolutionszeit häufiger angestimmten Weisen klingt es, wenn Bahnmaier<sup>121)</sup>, der stets dem französischen Freiheitsbaum und der rothen Fahne des Aufbruchs die deutsche Freiheit gegenübergestellt hatte, nunmehr in seinem Kriegslied für das württembergische Bürgercorps zum Heldenkampfe mahnte:

„Heran zum Kampf fürs Vaterland,  
Heran! — Victoria!  
Hier stehn wir nicht um schönen Gold,  
Wir wandern nicht um feiles Gold  
Uns heiße Afrika.

Frei steht in lichter Sonne da  
 Der Württemberger Schaar;  
 Frei blickt sie ihren Vater an,  
 Und Vater Ludwig strahlt voran  
 In seiner Bürger Schaar. ....

Ha — weckt uns nicht der Völker Stolz,  
 Und weckt ihr Hohn uns nicht?  
 Hört's! wie der großen Väter Schaar,  
 Was Deutschland ist, und was es war,  
 Laut in die Seele spricht.

Auf, aus dem trägen Winter Schlaf!  
 Der Tag der Ehre naht.  
 Sie flieht — die schwarze Mitternacht,  
 Der Württemberger Geist erwacht  
 Zu großer Männerthat.“

Aber nur vereinzelt waren die erwähnten kriegerischen Kundgebungen. Das ersehnte Erwachen erfolgte nicht. Die bestgemeinten Absichten des Herzogs blieben ohne Erfolg, weil es zum Theil selbst denjenigen, welche zur Leitung der Vertheidigungsanstalten berufen waren, an der erforderlichen Zuversicht<sup>122)</sup> und der Masse des Volkes an patriotischer Begeisterung fehlte. Bei Gebildeten und Ungebildeten war vielfach der Glaube herrschend, daß es sich um einen Kampf des Despotismus gegen die Freiheit handle, welchen die Anhänger der Letzteren nicht fördern dürften.<sup>123)</sup> Andere hielten es im particularistisch württembergischen Interesse für ihre Pflicht, dem kriegslustigen Drängen des Herzogs entgegenzuarbeiten. Sie waren davon überzeugt, daß die militärischen Anstalten in Schwaben, weit davon entfernt, eine Schutzwehr gegen den Feind zu bilden, vielmehr gerade den Angriff desselben herbeiführen würden. Selbst Mitglieder der Landschaft neigten sich schon damals dem Gedanken einer Separatunterhandlung zu, um Neutralität für Württemberg zu erwirken.<sup>124)</sup> In gleicher Weise meinte auch der ehemalige Tübinger



Oberamtmann J. L. Huber, der seine letzten Lebensjahre in Stuttgart verbrachte, und dessen Worten noch immer ein besonderes Gewicht beigelegt wurde, daß die Nähe der Gefahr die Trennung von der kaiserlichen Politik entschuldbar mache. „Bei einem Schiffbruche,“ so äußert er in seiner Selbstbiographie, „ist der einzelne Mensch berechtigt, seinen Bruder von dem Brett hinunterzustößen, daß er zu seiner Rettung ergriffen hat. Was ist das Leben eines Menschen gegen das Leben eines ganzen Staats?“<sup>125)</sup>

Ludwig Eugen sollte das Vergebliche aller seiner patriotischen Bestrebungen und Kriegsrüstungen nicht mehr erleben. Als aber im Sommer 1796 die französischen Heere über den Rhein kamen, trat die Zerrüttung der politischen Zustände in grellster Weise zu Tage. Kaum waren die schwäbischen Kreisstruppen von der französischen Armee Moreaus bei Kehl zersprengt und die für uneinnehmbar geltenden Befestigungen des Kniebis in die Hand des Feindes gefallen, so wurden von Württemberg und bald nachher auch — trotz des patriotischen Wunsches einzelner Stände, eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisiren — von dem ganzen schwäbischen Kreise Unterhandlungen mit den Franzosen angeknüpft. Dieser Demüthigung ungeachtet hatte man die unfäglichen Leiden eines Krieges zu ertragen, der ringsum im Lande verarmte Ortschaften und verwüstete Wälder, geplünderte Häuser und gemißhandelte Menschen zurückließ. Die Erbitterung der ländlichen Bevölkerung zeigte sich in dem Ingrim, mit welchem sie später, als sich das Kriegsglück der Franzosen wandte, über die zurückeilenden Truppen Moreaus herfiel. Doch im Ganzen ist auch diese harte Zeit der Prüfung nicht im Stande gewesen, die patriotischen Gesinnungen wesentlich zu verstärken. Seitdem Norddeutschland sich der Theilnahme an dem Coalitionskriege entzogen, war vor Allem Oesterreich die Pflicht zugefallen, die Interessen des Reichs zu wahren. Erzherzog Karl aber hatte bald nach der Eröffnung des Feldzuges sich nach der Donau zurückgezogen, um die in Italien kämpfende Armee Oesterreichs zu decken.<sup>126)</sup> Er hatte in freilich erklärlichem Groll über den Abfall Schwabens Befehl gegeben, die Kreisstruppen bei Biberach unter Anwendung beschimpfender Formen zu entwaffnen;

die Zeughäuser schwäbischer Reichsstädte, die noch im Machtgebiete seiner Armee waren, wurden ausgeleert, und die Vorstellungen der Kreisversammlung in der beleidigendsten Weise beantwortet. Nach der Bewältigung Moreaus waren auf die Brandschatzung der Franzosen die stärksten Bedrückungen von Seiten der Kaiserlichen gefolgt. So ergab sich als Resultat der gemachten Erfahrungen, statt des Vorsatzes, die vaterländische Ehre wieder herzustellen, vielfach nur das Bedauern darüber, daß es überhaupt zum Kriege gekommen. Pahl tadelte einige Jahre später aufs heftigste, daß man nicht schon vor Eintritt der Gefahr sich nach dem Beispiele Preußens für neutral erklärt habe. „Unentschlossenheit, feige Furcht vor Oesterreich, Adelsgeist und das heuchlerische Streben nach dem thörichten Ruhme des deutschen Patriotismus“ hatten seiner Ansicht nach Württemberg ins Verderben gestürzt.<sup>127)</sup> Auch aus dem Munde der Dichter erklang kein vaterländischer Hornruf, sondern nur Klage über die Verheerung der heimischen Auen und Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung der kämpfenden Völker.<sup>128)</sup>

Um über Maßregeln zur Tilgung der Kriegsschuld zu berathen, wurde im Frühjahr 1797 nach 27jähriger Unterbrechung zuerst wieder an Stelle der Ausschüsse ein württembergischer Landtag einberufen. Da zeigte es sich, einen wie nachhaltigen Einfluß die Ideen der französischen Revolution in den letzten Jahren auf die politischen Anschauungen ausgeübt hatten. Neben der Beschwerdeführung im Sinne der alten ständischen Opposition machte sich eine rücksichtslose Kritik aller Staatsverhältnisse im Geiste eines demokratischen Zeitalters geltend. In zahlreichen Flugchriften wurde die Beseitigung von Mißständen auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung und Gesetzgebung verlangt, mitunter durchgreifende Reformen für das gesammte Verfassungsleben in Vorschlag gebracht, hin und wieder selbst Erwartungen ausgesprochen, welche an die überschwänglichen Hoffnungen der Franzosen vor der Einberufung ihrer ersten Nationalversammlung erinnerten. „Die Stellvertreter des Volks“ — so heißt es in einer dieser Schriften — „sollten für die Ruhe von innen und außen, für die Erziehung der Kinder, für Freiheit und Glückseligkeit nicht nur einen Tag dauernde, sondern bleibende Anstalten treffen.“<sup>129)</sup> Nur

dem kleinsten Theil der auf diese Weise geäußerten Wünsche konnte während der Landtagsverhandlungen Berücksichtigung zu Theil werden. Die Erörterung der vorgebrachten Anträge und Beschwerden trat überhaupt wesentlich hinter den Beratungen über die Contributionsangelegenheit zurück. Da nun Friedrich Eugen (1795—1797) vorzugsweise der Landschaft die Schuldenlast aufbürden wollte und sich gegen jede Besteuerung des Kammergutes sträubte, so ergab sich eine erneute Spannung zwischen der Regierung und den Landesvertretern, welche unter dem nächstfolgenden Herzog (Friedrich) noch gesteigert wurde und nicht zum mindesten dazu beitrug, daß eine gewisse Sympathie für Frankreich fortbestand oder neu hervorgerufen werden konnte. Als daher der Landesherr einige Zeit nach Beginn des zweiten Coalitionkrieges den nochmaligen Anschluß Württembergs an die Verbündeten wünschte, erklärten sich die Stände nachdrücklich für Neutralität; sie verweigerten der verlangten stärkeren Aushebung ihre Zustimmung und legten gegen das beabsichtigte Aufgebot eines Landsturmes Verwahrung ein. Die Gewaltthatigkeit, mit welcher der Herzog alsdann gegen einige angesehenen Männer aus der Zahl der Landesvertreter und ihrer Parteigenossen verfuhr, vermehrte wiederum in weiteren Kreisen die Mißstimmung und Erbitterung. So kam es, daß gegen Ende des Jahrhunderts und namentlich während des erneuten siegreichen Vordringens Moreaus im Jahre 1800 vielfach revolutionäre Umtriebe Statt finden konnten, und die Propaganda für Begründung eines alemannischen, oder eines größeren, das ganze südwestliche Deutschland umfassenden Freistaats sich auch im Württembergischen wirksam erwies.<sup>139)</sup>

Die kleinen Parteiungen in der Heimat und die großen politischen Gegensätze, deren Losungsworte: Republik und Königthum wenigstens scheinbar noch immer dem politischen Weltkampfe eine principielle Bedeutung gaben, hatten in der That das natürliche Gefühl der Pflicht, den fremden Eindringlingen gegenüber das Hausrecht zu wahren, vielfach gerade unter den Gebildeten vollständig ausgetilgt. Wie verschiedenartig aber auch die Hoffnungen und Befürchtungen sein mochten, mit denen man den Verlauf der Zeitereignisse betrachtete, so mußte das Resultat derselben, wie es sich bis zum

Anfang des neunzehnten Jahrhunderts für Deutschland ergeben hatte, den Anhängern aller Parteien gleichmäßig unbefriedigend erscheinen. Man war weder im Stande, neue, freie Zustände zu begründen, noch die alten mit Würde festzuhalten. Man ging nicht den begeistertsten Aufrufen der Revolutionäre gemäß auf den Bund der Verbrüderung mit den Franzosen ein, und konnte sich auch ihrer Feindseligkeiten nicht erwehren. So ergab sich ein Zustand der Rathlosigkeit, der Erniedrigung, der gerade die edelsten Naturen mit dem tiefsten Schmerz erfüllen mußte<sup>131)</sup>, wie er vielleicht einen nicht ganz unerheblichen Antheil hatte an dem entsetzlichen Verhängniß, das über einen der reichbegabtesten Söhne des Schwabenlandes herein- gebrochen ist.

Hölderlin war eine so besonders zart angelegte, idealistische Natur, daß die Außenwelt, wie immer geartet, ihn stets aufs neue verletzt und beleidigt haben würde, daß keine Gestaltung der heimischen Verhältnisse ihn der Gefahr enthoben hätte, wie der Held seines Romans „Hyperion“, siebzimal an einem Tage vom Himmel auf die Erde geworfen zu werden. Das Bedürfniß nach absoluter Vollkommenheit, nach durchaus harmonischen Zuständen war in ihm in solcher Weise ausgebildet, daß auch die glänzendste Entwicklung unseres Vaterlandes ihm nimmer genügt hätte. Wie er in früher Jugendzeit von der Revolution die Herbeiführung besserer Zeiten ersehnte, so suchte er später in der Welt der Phantasie die Befriedigung, welche die Wirklichkeit ihm nicht zu gewähren vermochte. Im Geiste versetzte er sich in die Welt der Griechen zurück, die er sich zu einem verlorenen Paradies der Menschheit idealisirte. Jene Sehnsucht nach einer untergegangenen Welt der Helden und der Dichter war aber wesentlich verstärkt worden durch den Schmerz über Deutschland. Nirgends tritt dies augenscheinlicher hervor, als in Hölderlins Roman, der in dem modernen Griechenland zu jener Zeit spielt, da Katharina II. zur Förderung ihres Kampfes gegen die Türken die Freiheit der Hellenen proclamirt hatte. Wenn der Held der Dichtung, Hyperion, seine Betrübniß ausspricht über die Versunkenheit seines Vaterlandes, so ist es uns, als hätte der Dichter

den eigenen Empfindungen über die demüthige und unwürdige Lage Deutschlands den schmerzlichsten Ausdruck gegeben: „Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd' ich in den Sumpf geworfen, als schlänge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt, — als schnürte man mit dem Halsband eines Hundes mir die Kehle zu.“<sup>132)</sup> Wie einst der Besuch der Stätte des Nütli in Hölderlin den Vorsatz weckte, den „heiligen Kämpfern“ in künftigen Thaten nachzueifern<sup>133)</sup>, und wie überhaupt in den Zeiten seliger Jugendträume in ihm der sehnliche Wunsch entsprang, in die Welt hinauszutreten, zu schaffen, zu wirken, an der Herbeiführung glücklicherer Zeiten mitzuarbeiten<sup>134)</sup>; wie ihm auch später noch als Ziel seines Lebens vorschwebte, zur Veredlung seiner Mitbürger durch humane und ästhetische Bildung beizutragen: so ist sein Held von dem hehren Vorsatz erfüllt, die Freiheit seines Vaterlandes zu erringen und zugleich mit aller Kraft dahinzustreben, daß die alte Gesittung wieder erstehet, daß Hellas, wie in vergangenen Tagen, ein Pantheon alles Schönen werde. Nicht minder aus Hölderlins eigensten Empfindungen stammte die schmerzvolle Bitterkeit, mit der sich Hyperion nach dem Scheitern des Kampfes über seine Landsleute ausläßt, die er zur Erringung der Freiheit und der edleren Bildung gleichmäßig unfähig erachtet. Zum Schluß scheint der Dichter aus der Rolle zu fallen, indem er seinen neu-griechischen Helden nach Deutschland verschlagen läßt und jene berühmte Strafrede einschaltet, in welcher er seinen eigenen harmvollen Groll wider sein Vaterland am leidenschaftlichsten ausgesprochen hat.<sup>135)</sup> Doch so Deutschland zu zürnen vermochte er nur, weil er es liebte. Und er hat diese Liebe nicht nur im Ausdruck herben Tadel bekundet, sondern in dem „Gesang des Deutschen“ den Vorzügen seines Vaterlandes in ebenso melodischen, wie rührend ergreifenden Versen Anerkennung gezollt.<sup>136)</sup> Ja, auch ihn hat wenigstens eine vorübergehende Ahnung von der zukünftigen Entwicklung seines Volks erhoben. In spöttischem und vorwurfsvollem Tone beginnt er sein Gedicht an die Deutschen:

„Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn  
Auf dem Rosse von Holz, muthig und groß sich dünkt.

Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid

Thatenarm und gedankenvoll.“

Dann aber erscheint es plötzlich, als ob in einem Momente der dichterischen Erleuchtung ihm die Voraussicht geworden, wie die Periode der literarischen Blüthe in Deutschland eine Periode der That nicht nur vorbereiten, sondern als ihr eigenstes, edelstes Resultat auch hervorbringen werde.

„Aber kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,

Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die That?

Folgt der Schrift, wie des Haines

Dunklem Blatte, die goldne Frucht?“<sup>137)</sup>

Wie bei Hölderlin bald kosmopolitische, bald patriotische Regungen überwiegen, so gehen dieselben auch bei andern hervorragenden Männern dieser Periode in einander über. Der Kosmopolitismus, der sich oft in der Verachtung der Heimat, in der übermäßigen Verehrung des Fremden bekundete, mitunter selbst zu verrätherischen Gesinnungen entartete, war eine Krankheit der Zeit, welche vielfach ihre Heilung in sich selbst fand; denn die Unzufriedenheit über die heimischen Zustände rief mindestens bei geistig gesunden, strebenden Männern früher oder später naturgemäß den Wunsch hervor, Abhülfe der Uebelstände zu veranlassen, und mußte daher allmählig wieder zum Vaterlande zurückführen.

Ueberaus charakteristisch ist in dieser Beziehung die Entwicklung von Bahl. Von seiner Schwärmerei für die französische Freiheitspropaganda durch die Schreckensperiode und die verderblichen Folgen der Coalitionskriege gründlich geheilt, sehnte er sich auch später nach nutzbringender politischer Wirksamkeit. Da für eine solche das kleine ritterschaftliche Gebiet, dem er durch sein Amt angehörte, ihm keinerlei Anregung gewähren konnte, so wandte er seine regste Theilnahme dem größeren Nachbarlande, Württemberg zu, und suchte durch Mittheilung seiner Rathschläge in scherzender und ernsthafter Form Einfluß auf eine Neugestaltung der dortigen Staatsverhältnisse zu gewinnen.<sup>138)</sup> Seine Schriften erregten großes Aufsehen, blieben aber

im Wesentlichen wirkungslos. Fortan war sein Augenmerk vorzugsweise auf die Geschicke des Gesamtwaterlandes gerichtet. Von patriotischem Schmerz ergriffen über die schmachvolle Lage des Reichs nach dem zweiten Coalitionskriege, und doch zugleich von der Ansicht durchdrungen, daß nur die Zersplitterung des deutschen Gebiets, die Vielköpfigkeit des deutschen Regiments alles erlittene Elend verschuldet habe, trat er zur Zeit, da noch der Congreß von Luneville tagte, mit dem Vorschlage einer Reichsreform hervor, dessen Hauptinhalt darin bestand, daß neben den Herrschern der beiden Großstaaten nur zwölf deutsche Fürsten Militärhoheit besitzen und diese auch in den benachbarten kleineren Gebieten ausüben sollten, daß ferner bei einem allgemeinen Reichskriege der Kaiser, als Chef der Reichsarmee, über ihre Bedürfnisse, Operationen und die festen Plätze auf dem Reichsboden unbedingt zu gebieten hätte.<sup>139)</sup>

Kurze Zeit vor der Abfassung der Flugschrift, welche diese Ideen entwickelte, im Anfang des Jahres 1801, war in der kleinen Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd das erste Blatt von Bahl's „Nationalchronik der Teutschen“ erschienen.<sup>140)</sup> Unzweifelhaft hatte dem Autor das Vorbild Schubart's sowohl bei der Wahl des Titels, wie bei der ganzen Tendenz seines Unternehmens vorgeschwebt. Doch wie unendlich waren seit der Eröffnung der deutschen Chronik die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde herabgestimmt worden. Hatte Schubart seinen ersten Artikel über Deutschland mit einer schwungvollen Wendung aus Klopstocks Ode zum Preise des Vaterlandes geschlossen; so setzte Bahl seinem ersten, Deutschland gewidmeten Abschnitte<sup>141)</sup> als Motto die Worte aus Schillers Capuzinerpredigt vor:

„Das römische Reich — das Gott erbarm!  
Sollte jetzt heißen römisch Arm.“

Es folgt alsdann die Schilderung der Verwüstungen und Plünderungen, welche Deutschland im Kriege, der kränkenden Demüthigungen und empörenden Verhöhnungen, welche dasselbe im diplomatischen Verkehr mit Frankreich erduldet hatte. Von einer Fortsetzung des Kampfes erwartete Bahl nur erneutes Unheil. Alle seine Hoffnungen waren auf den Frieden gerichtet; und doch warf er die Frage auf: „Welch' ein Frieden wird dem Reiche zu Theil werden bei dieser

gebietenden Superiorität des Feindes und in diesem wehrlosen, verlassenen Zustande, wo es selbst Nichts für sich zu thun vermag, und wo das Interesse der Bundesgenossen in tausend Fällen das seinige durchkreuzt?“ Trost gewährte allein die geschichtliche Betrachtung, daß die Völker sich stets auf der Kreisbahn der Stärke und der Schwäche, der Größe und der Entkräftung drehen. Darum hielt Bahl an der Hoffnung fest, daß, wenn die Ehre des vaterländischen Namens durch die eigennützige Politik und durch die Feigheit der Deutschen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts erloschen sei, wie ein sterbender Docht, dereinst ihre Enkel nach Jahrhunderten die Schande ihrer Väter rächen würden. Seine eigene Aufgabe aber erblickte er darin, in der Verwirrung der Zeitverhältnisse und der öffentlichen Meinung auf feste Grundsätze, auf Wahrheit und Recht, auf die Pflichten, welche das Vaterland von seinen Kindern fordert, hinzuleiten, und „den patriotischen Sinn zu pflanzen, der dem Deutschen seine Kraft und seine Würde wiedergebe und ihn in der Zukunft vor den Gefahren innerer Zwietracht und äußerer Uebermacht gleich sicher bewahre.“<sup>142)</sup>

Den Hoffnungen, welche Bahl bei Eröffnung seiner Chronik noch für sein deutsches Vaterland zu hegen vermochte, sollten jedoch im Verlauf der nächsten Jahre immer erneute und immer stärkere Enttäuschungen folgen. Kurz vor dem Abschluß des Friedens von Luneville, da bereits die künftige Unabhängigkeit der Reichsstädte in Frage kam, fügte Bahl eine förmliche Schugrede für dieselben seiner Chronik ein.<sup>143)</sup> Trotz der zahlreichen Schäden ihres politischen Lebens und der Ausartung ihrer Verfassung rühmte er, daß sie noch immer die Erstgeborenen der deutschen Freiheit seien. Es gelte hier zu läutern, zeitgemäß zu reformiren, aber nicht gänzliche Zerstörung zu üben. Wenige Zeit nachher vernichtete die neue Vertheilung der deutschen Gebiete, durch welche die Dynastien für ihre Verluste am linken Rheinufer entschädigt werden sollten, die politische Existenz der meisten Reichsstädte (1802 und 1803). Unter den kleinen Republiken des Schwabenlandes war nur Augsburg noch eine kurze Frist beschieden, gewissermaßen damit der Contrast des früheren Glanzes und der nunmehrigen Hülflosigkeit reichsstädtischer Zustände in dem Bilde



eines der vormalß ansehnlichſten und gedeihlichſt blühenden Gemeinweſen um ſo greller hervortrete.<sup>144)</sup>

Zuſolge der wohlberechneten Politik Bonapartes, der die kleinſten Territorien Deutſchlands den mittleren preisgab, um in dieſen eine Stütze gegen die Großmächte zu gewinnen, wurde Württemberg damals durch einen erheblichen Gebietszuwachs bereichert. Und kaum war der (1803) zum Kurfürſten erhobene Herzog Friedrich in der Lage geweſen, für die erworbenen Länder neue Inſtitutionen zu ſchaffen, als der dritte Coalitionskrieg, das Bündniß mit Napoleon (1805), der Anſchluß an den Rheinbund (1806) die politiſche Stellung des württembergiſchen Staats noch weſentlicher umgeſtalteten. Der Dynaſtie wurde die Königswürde gewährt. Die Grenzen des Landes erhielten mehrfach durch erneute Erwerbungen eine beträchtliche Erweiterung. Im Staatsleben Württembergs wurde nach dem Vorbilde Frankreichs manche verrottete Einrichtung, mancher herkömmliche Mißbrauch beſeitigt und durch eine Reihe vortrefflicher Verordnungen und Geſetze eine mehr den modernen Anſchauungen entſprechende Organifation geſchaffen. Aber die politiſche und nationale Unabhängigkeit war dahin. Die alte Verfaſſung Württembergs war bereits am 30. December 1805, als in die Zeitverhältniße nicht mehr paſſend, aufgehoben worden. Nur der Wille des Königs galt; und abgeſehen von der eigenen Leidenschaftlichkeit, von den verderblichen Rathſchlägen der Günstlinge konnte dieſer Wille ſchon deßwegen nicht gleichbedeutend ſein mit der Förderung der Landeswohlfahrt, da er ſelbſt nur ein Werkzeug war in den Händen des Gewaltigen, der die Geſchicke von Deutſchland und Europa lenkte. Den Forderungen Napoleons zu genügen, ſeinen vernichtenden Zorn dem Volke und der Regierung Württembergs fernzuhalten, wurde nicht nur das Leben und Vermögen der Unterthanen preisgegeben; auch der freie Ausdruck der Gedanken und Gefühle wurde dieſer namenloſen Tyrannei zum Opfer gebracht. Aeußerungen, welche einen franzoſenfeindlichen Charakter zu bekunden ſchienen, wurden in Württemberg ſchwerer geahndet, als unmittelbar unter dem Scepter Napoleons.<sup>145)</sup> Jedes freimüthige Urtheil über öffentliche Zuſtände überhaupt gaben nach der damals üblichen Praxis die ſicherſte Anwartschaft auf den Höhenasperg.

Nicht nur die Presse und öffentliche Rede wurden überwacht, auch in die geselligen Kreise drangen Rundschafter ein, und lange Zeit war weder in Ludwigsburg noch in Stuttgart ein Gespräch von politischem und nationalem Interesse möglich. So schwand in einem der ehemals freiesten und politisch bewegtesten Gebiete Deutschlands jegliche Theilnahme am öffentlichen Leben. Die Regungen des deutschen Nationalgefühls, das schon seit der Zeit der französischen Revolution und der Revolutionskriege so merklich gelitten, schienen nun völlig erloschen zu sein. Flackerte es hier und da noch einmal wieder auf, als im Jahre 1809 die Freiheitskämpfer von Tyrol und Vorarlberg bis ins südliche Schwaben vordrangen; so war andererseits die blutige Bewältigung des Mergentheimer Aufsturus wohl geeignet, auch die thatkräftigsten unter den Patrioten Württembergs einzuschüchtern. Manche trösteten sich damit, daß der heimische Staat doch wenigstens in der Zeit der allgemeinen Bedrängniß groß und unabhängig geworden sei. War das schwäbische Sonderbewußtsein bereits im Gefühlleben des Volks und in den Bestrebungen der Dichter und Schriftsteller zur Geltung gekommen, so war jetzt ein erheblicher Theil der Stammesgenossen wieder zu einer gemeinsamen politischen Existenz gelangt; und es erklärt sich daraus nicht zum wenigsten, daß gerade in dieser Periode mehr, als zuvor, sich ein kräftiger Particularismus in Württemberg entwickelte. Die Männer, welche dem Dienste des Staates am treuesten ergeben waren, gewöhnten sich zum Theil daran, die Wohlfahrt desselben ohne Rücksicht auf den ehemaligen Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland als einziges Ziel zu verfolgen. Die Offiziere strebten dahin, der Mahnung ihres Königs gemäß, der neuen Ehre sich würdig zu erweisen, daß nunmehr „die württembergischen Truppen in gleicher Linie mit denen anderer Monarchen standen.“ Die gepriesene Tapferkeit der württembergischen Regimenter bewährte ihren alten Ruf im Kampfe gegen Preußen, Oesterreich und Russen; und man rühmte sich vielfach der errungenen Vorbeern, als ob sie wirklich im Dienste des Vaterlandes gewonnen wären. Bei der idealistisch gesinnten Jugend war hier und da an die Stelle der kosmopolitischen Schwärmerei ein wahrer Napoleongultus getreten, der über der Verehrung des Genies übersah, daß die Riesenkraft des

Bewunderten sich seit Jahren hauptsächlich im Zerstören groß erwiesen hatte. Selbst ein Jüngling aus dem Freundeskreise Uhlands, Friedrich Harpprecht betheiligte sich mit feuriger Begeisterung an den Heereszügen Napoleons und schätzte sich glücklich, „Beobachter des größten Mannes und der größten Weltbegebenheiten zu sein.“<sup>146)</sup>

Allmählig ist auch die standhafte Gesinnung wahrhaft deutschgesinnter Männer, wie Pahl, unter dem Drucke der traurigen Zeitverhältnisse erlahmt. Nach der vollständigen Unterwerfung Württembergs unter die napoleonische Obergewalt mußte er auf eine patriotische Wirkung in dem politischen Theil seiner Chronik durchaus verzichten und sich begnügen, durch Rückblicke auf die frühere vaterländische Geschichte, durch Erinnerung an die großen Männer der Vorzeit das nationale Bewußtsein wachzuhalten. Auch ihn scheint die Größe von Napoleons Genie überwältigt zu haben; auch er überließ sich vorübergehend dem Glauben, daß der große Gedanke, der den Gewaltthaten des Kaisers zu Grunde liege, endlich doch noch als ein der Welt heilsamer zu Tage treten werde.<sup>147)</sup> Den Niedergang des alten Reichs hatte er betrauert; jedoch bei der gänzlichen Lebensunfähigkeit desselben suchte er sich auch mit den rheinbündischen Zuständen abzufinden und diese zum Ausgangspunkt seiner idealistischen Hoffnungen für Deutschlands Zukunft zu machen. In der Gegenwart aber beruhigte sich sein Patriotismus mit dem leidigen Troste, daß unter allen Umständen die Einheit des Geistes und des Sinnes fort dauern, daß die Nation wenigstens im gleichmäßigen Streben Aller nach intellectueller und moralischer Cultur die Ehre ihrer Abstammung und ihres Namens bewahren könne.<sup>148)</sup> Ungeachtet solch überaus resignirter Tonart ließ sich die im tiefsten Grunde deutsch geliebene und dem herrschenden Systeme abholden Denkungsweise Pahls nicht verläugnen. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß er der argwöhnischen Censurbehörde Veranlassung zum Verdacht gab; ein Aufsatz „über Oesterreichs Staatskräfte“, der sich im Widerspruch mit der im Journal de l'empire geäußerten Ansicht befand, war ausreichend, um ein Verbot der Chronik herbeizuführen.<sup>149)</sup>

Trotz alledem lebten auch jetzt noch tief im Innersten der Gemüther patriotische Empfindungen und Hoffnungen fort. Um den

Ausdruck derselben wenigstens unter Gesinnungsgenossen zu ermöglichen, bildete man geschlossene Cirkel, in welche kein verrätherischer Späher oder Horcher einzudringen vermochte. Auch Pahl gehörte einem solchen Vereine in Ludwigsburg an, dem sich Männer von ausgezeichnete Bildung, auch solche, die im Staat und Militairwesen hohe Posten bekleideten, zugesellt hatten. Der größeren Sicherheit wegen kam man freilich nicht in Ludwigsburg selbst, sondern in Marbach, dem nahegelegenen Geburtsstädtchen Schillers, zusammen. Hier fühlte man sich wenigstens vorübergehend von dem Zwang entbunden, der aller Orten auf den Geistern lag und tauschte seine Ansichten über die wechselnden Zeitereignisse aus; hier gab man der tiefen Entrüstung über fremde und einheimische Vergewaltigung Ausdruck; man bestärkte sich gegenseitig in dem Vorsatz, den Uebeln des obwaltenden Regimentes, Jeder in seinem Bereiche, entgegen zu wirken und standhaft, von den Verderbnissen des Zeitalters nicht befeckt, bis zum Anbruch der ersehnten, besseren Zukunft auszuhalten.<sup>150)</sup>

Wie sehr, als endlich die Stunde der Erlösung nahte, die Erbitterung wider die französische Herrschaft aufs Aeußerste gesteigert war, davon gibt eine haßerfüllte Dichtung Zeugniß, welche der patriotisch gesinnte Archidiaconus Wischer in Ludwigsburg bald nach der russischen Katastrophe Bonapartes niederschrieb.<sup>151)</sup>

„Hast Du des Blutes nicht genug getrunken,  
Blutdürst'ger Tiger mit dem wilden Blick?  
Sind noch zu wenige in Staub gesunken,  
Geopfert ihrem grausamen Geschick?  
Du schreitest stolz auf uns'rer Brüder Leichen,  
Ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund;  
Kein Jammer kann Dein Tigerherz erweichen,  
Nur Trug verräth Dein lügenhafter Mund.“

„Du freuest Dich der holden Sonne Strahlen  
Nur wenn ihr Schimmer auf ein Schlachtfeld fällt.  
Hört ihn mit Todtenhügeln höh'nend prahlen,  
Die schrecklich schön des Phöbus Glanz erhell't!

Dir ist das Winseln Sterbender — Entzücken,  
Ihr lechtes Köcheln Wohl laut Deinem Ohr,  
Dein Auge glüht von grauser Wonne Blicken,  
Sieht es die Opfer, die es sich erkor.“

„Da liegen sie in langen blut'gen Reihen,  
Die Söhne Deutschlands, hingewürgt von Dir!  
Gesänge des Triumphes hör' ich weihen  
Der Hölle Furien Deiner Mordbegier.“ ...

„Du trittst, was heilig Menschen ist, mit Füßen,  
Der Völker Rechte trittst Du in den Staub.  
Schwer müssen sie der Schwäche Schande büßen,  
Daß sie vertrauten Deinem Kronentraub.  
In Fesseln hast Du alle sie geschlagen,  
Die Millionen, die Dein Schwert regiert,  
Nun fühlen sie die tausendfachen Plagen,  
Die Deine Wuth zu herrschen ausgebiert.“ ...

Es war der traurigste Fluch der Rheinbundszeit, daß, als endlich im Jahre 1813 der Freiheitskampf im Norden begann, derjenige Stamm, der so gern sich der Ehre des Vorstritts in den Schlachten des alten Reichs zu rühmen pflegte, dessen geistige Koryphäen noch jüngst so oft das nationale Banner hochgehalten, nunmehr nur spät und zögernd sich der allgemeinen Erhebung anschloß.

Doch wenn auch der Ernst und die Weihe, mit welcher sich die Deutschen selbst in den Zeiten der Unterdrückung den idealen Interessen der Wissenschaft und der Dichtung zuwandten, in bedeutungsvoller Weise bei der Wiederbelebung des nationalen Geistes mitwirkten; so hat auch daran eine Reihe dem Schwabenland entstammender Männer hervorragenden Antheil. „Die deutsche Wissenschaft ist nicht etwas in Bezug auf die Nation selbst Außerliches, ein zu anderem Hinzukommendes oder als Mittel Betriebenes: sie ist das wahre Innere, das Wesen, das Herz der Nation, sie ist mit ihrem Dasein selbst verflochten, und wer möchte nicht sagen, daß sie nur in

dieser ein wahres Dasein hat.“<sup>152)</sup> So bezeichnete Schelling mit classischem Ausdruck den unlösbaren Zusammenhang der deutschen Forschung mit dem gesammten nationalen Leben unseres Volkes. Wenn er sich einst im Tübinger Stift mit jugendlicher Schwärmerei für die französische Revolution begeistert hatte, so war er durch die inzwischen erfolgten Ereignisse zu patriotischer Sinnesart bekehrt worden. Es war zur Zeit, als Napoleon sein Ziel, Deutschland zu entnationalisiren, im Wesentlichen erreicht zu haben wähnte, daß Schelling den Plan faßte, durch die Gründung einer „Zeitschrift von Deutschen für Deutsche“ das Wesen deutscher Wissenschaft, Kunst und Bildung zu freierer Entwicklung anzuregen. Es galt in derselben, von München aus — ähnlich, wie es Berthes einige Jahre vorher in Hamburg durch sein vaterländisches Museum bezweckt hatte — die lange gewünschte Vereinigung „der jetzt vielfach getrennten Geister und Bestrebungen“ zu verwirklichen und „gleichsam die Verhandlungen einer unsichtbaren, durch ganz Deutschland verbreiteten Akademie“ darzubieten.<sup>153)</sup> Wie Schelling erklärte, daß er seit dem Unglücke des Vaterlands erst die Propheten recht verstehen gelernt, so lernte er zur Zeit des Befreiungskampfes empfinden, was es heiße, aus der Gefangenschaft und mehr als babylonischer Knechtschaft erlöst zu werden. Seine innigen patriotischen Wünsche waren damals den künftigen Geschicken seines „besonders hochgeliebten“ Württembergs, sowie der politischen Wiedergeburt des gesammten Deutschlands gewidmet.<sup>154)</sup>

Auch die niemals gänzlich ausgestorbenen vaterländischen Gesinnungen schwäbischer Dichter haben die traurigen Zeiten der Unterdrückung überdauert. Zwar rief kein Feuergeist, wie Schubart, zur Vaterlandsliebe auf; doch Männer, wie Conz und Bahmaier übermittelten die nationale Denkungsart eines früheren Zeitalters auch einem jüngeren Geschlecht. Vor Allem der Erstere, der sonst meist anspruchslos sich damit begnügt hatte, die Poesien classischer, romantischer und moderner Vorbilder in feinsinniger und geschmackvoller Weise nachzuahmen, hat die eigensten Empfindungen seines Herzens in Verse ergossen, in denen er dem Schmerz um

Deutschlands tiefgesunkene Ehre, dem Haß wider den Unterdrücker, dem Jubel über die Thaten der Befreiung Worte lieh.<sup>152)</sup>

Bedeutsamer noch war die Begeisterung eines jüngeren Dichterkreises, dessen begabtester Vertreter Ludwig Uhland durch seine Lieder aus den Tagen der Freiheitskriege den in seiner Heimat neu erstehenden patriotischen Gefinnungen den schwungvollsten und ergreifendsten Ausdruck gegeben hat. Von früher Jugend an war demselben innige Liebe und Verständniß für die Art des deutschen Volkes eigen gewesen. Als Knabe schon mächtig angezogen durch den Zauber der germanischen Heldendichtung, begrüßte er später die Sammlung der Volkslieder, welche Arnim und Brentano veranstaltet hatten, aufs freudigste. Des Knaben Wunderhorn, erschien ihm, wie seinen gleichgesinnten Jugendgenossen, als „ein Füllhorn altdeutscher Blumen und Früchte, ein Posthorn, bei dessen Klang man wieder auf echt deutschem Grund und Boden einfuhr.“<sup>156)</sup> Wie im übrigen Deutschland, trat auch in Schwaben im Gegensatz zu Napoleons Plan, eine Welt Herrschaft zu gründen, kräftiger als bisher das Streben hervor, das Heimatliche in Sitte und Ueberlieferung in Ehren zu halten. Durch das Hervorziehen längst verschollener Sagen und Legenden, durch liebevolles Eingehen auf das Wesen altdeutscher Kunst und Dichtung versuchte man sich gewissermaßen vor dem erdrückenden Einfluß eines eisernen Militarismus, einer überall nivellirenden Bürokratie zu erretten. Und mehr, als irgend ein anderes Gebiet unseres Vaterlandes, mußte gerade Württemberg mit seinen Burgruinen und alterthümlichen Klöstern, an welche sich so manche anmuthige Sage und dichterische Ueberlieferung anschließt, den romantischen Neigungen des Zeitalters Vorschub leisten. Die Romantik der Schwaben, vorbereitet durch einzelne Dichtungen von Thill, Conz, Reinhardt u. A., bewirkte durch den jugendlichen Dichterkreis, der sich um Uhland und Justinus Kerner gruppirte, thatsächlich — was anderswo nur angestrebt wurde — das Wiedererwachen des volkstümlichen Elements in der Poesie und dadurch mittelbar auch im Leben der Nation. So hatte Uhland schon vor den Freiheitskriegen an der Befreiung und Erfrischung des deutschen Gemüths durch die Dichtung Antheil genommen; und

mitten inne stehend im regen jugendlichen Geistesleben der Nation, konnte er nicht glauben, daß es mit der deutschen Herrlichkeit für immer zu Ende sei. Auch in den trübsten Tagen des Vaterlandes lebte in seiner Phantasie das Bild von dem „in dunkler Bergkluft schlummernden Kaiser Friedrich, der einst herrlich hervorgehen wird als Herrscher des tausendjährigen Reiches.“<sup>157)</sup> Und als in Deutschlands Norden der blutige Kampf begonnen, doch in Württemberg noch jegliche Regung des Patriotismus niedergehalten wurde, tröstete Uhland — wenn auch nur traumhaft im Dämmerlicht erscheinend — das schöne Bild von Deutschlands Auferstehung.<sup>158)</sup> Endlich befeuerte die rettende Völkerschlacht bei Leipzig auch die Vaterlandsfreunde des deutschen Südens zu kühneren Hoffnungen. Nun verstummen die Lieder vom Preise alter Reden und anmuthiger Königtöchter, von Frühlingspracht und Liebes Leid und Lust. Nimmer bekennt Uhland gleiche Begeisterung erfahren zu haben, als jetzt, da seine Poesie der Erhebung des Vaterlandes galt. War es ihm auch nicht beschieden, wie Körner und Fouqué durch Lied und Waffe zugleich für Deutschlands Ehre zu streiten, so hat er doch mit dem fröhlichen Jubelton seiner Gefänge den Siegeslauf der deutschen Heere bis nach den Höhen des Montmartre begleitet.

Nicht minder von nationaler Gefinnung durchdrungen war Uhlands jüngerer Dichtergenosse, Gustav Schwab. Wie die reinen Hymnen vaterländischer Sänger schon frühzeitig sein deutsches Herz erquickt und ihn hinausgehoben (über das Gefühl der Schmach in den Tagen der tiefsten Erniedrigung<sup>159)</sup>); so jauchzte er im Frühjahr 1813 in der Hoffnung des nahen Befreiungskampfes, und enthusiastisch pries er den Entschluß eines norddeutschen Studienfreunds, der im Frühjahr 1813 ins Wallmodensche Corps eingetreten war, und dessen Beispiel auch ihm den Gedanken nahe legte, „Blut und Leben für das gemeinschaftliche Gut, das uns jetzt näher schwebt als je, zu wagen oder zu lassen.“<sup>160)</sup> War ihm, wie Uhland, freilich die Theilnahme am Kriege selbst versagt, so hat doch auch er sich durch manchen frischen, vaterländischen Vers den patriotischen Sängern des Zeitalters angereicht.<sup>161)</sup>



Und auch sonst hat manch kräftiger Kriegsruß aus dem Schwabenlande der allgemeinen Kampfesbegeisterung Ausdruck gegeben. Vorzüglich der Einwirkung auf die politischen Stimmungen und Gesinnungen der Zeitgenossen hatte Rehfues.<sup>162)</sup> in den Jahren 1813 und 14 sein „Europäisches Magazin“ gewidmet, in welchem eine Reihe gehaltvoller Aufsätze und wohlgemeinter patriotischer Dichtungen Aufnahme fanden.<sup>163)</sup> Rehfues selbst, der ehemalige Anhänger der französischen Revolution, hatte in der rheinbündischen Periode zeitweilig dem Genie Napoleons gehuldigt und namentlich den Verdiensten der französischen Administration in Italien Bewunderung gezollt; in den Tagen der Freiheitskriege aber wirkte er mit begeisterter Hingebung in Wort und That für die Sache der Nationen, die sich gegen das unerträglich gewordene Joch der bonapartistischen Weltherrschaft empört hatten. Unter dem frischen Eindrucke der Heldenkämpfe von 1813 entworfen, war vor Allem seine erste Rede an das deutsche Volk von edelster patriotischer Leidenschaft durchglüht.<sup>164)</sup> Rückhaltlos wird in derselben die Unfreiheit und Verlogenheit des bonapartistischen Systems gebrandmarkt, die Fortdauer desselben als der Ruin aller Gesittung hingestellt, das von den Freiheitskämpfern bisher Geleistete mit frohester Dankbarkeit gerühmt und zugleich auf die erforderlichen „neuen Aufopferungen“ hingewiesen, „zu welchen jeder Deutsche besonders zu stolz sein müsse, sich noch aufrufen zu lassen.“

In der zweiten Rede, welche im Anfange des Jahres 1814 entstand, spricht sich eine noch zuversichtlichere Siegesfreudigkeit aus; doch galt es durch Bekämpfung der noch immer an manchen Orten, namentlich in den ehemaligen Rheinbundsstaaten hervortretenden französischen Sympathien einen ewigen Schandfleck von dem deutschen Volke hinwegzutilgen. Darum widmete Rehfues den Feuereifer seiner Beredsamkeit der Belehrung und Bekehrung derjenigen, welche so elenden Herzens und verschrobenen Geistes waren, noch immer den edlen Verfechtern der Sache der Menschheit ihre Wünsche und Hoffnungen zu versagen, die, umstrickt von der falschen Größe Napoleons, nur mit Scheelsucht und hämischen Tadel auf die Thaten der Befreiung blickten.

So waren zum Theil dieselben Männer, die einst weltbürgerliche Anhänger der französischen Revolutionsidee gewesen, später ihren Stammesgenossen voraus in dem erbitterten Haß gegen die französische Unterdrückung.

Als sich die Minister und Diplomaten der deutschen Staaten im Winter 1813 auf 14, den verbündeten Monarchen und Armeen folgend, auf dem Wege gegen das Innere Frankreichs befanden, um Napoleons Macht in dem Stammsitz seiner Regierung zertrümmern zu helfen; da vermochte in ihrem Kreise der gelegentliche Vortrag eines Gedichts von Georg Kerner den nachhaltigsten Beifall zu erlangen, weil dasselbe den Gefühlen des ingrimmigen Hasses, welcher damals Alle durchdrang, einen fast überkräftigen Ausdruck gab. Unter dem Namen des „blauen Fiebers“ hatte der einstmalige Jacobiner, der seit 1803 als friedlich wirkender Arzt in Hamburg ansässig gewesen und daselbst 1812 gestorben war, den von ihm verabscheuten französischen Militarismus gegeißelt:<sup>163)</sup>

„Gelbes Fieber ist verschwunden,  
Hat das Blaue losgebunden,  
Wilder raßt es durch die Lande  
Und zerreißt die schönsten Bände;  
Frißt die Menschen en bataille  
Und tractirt sie en canaille,  
Selbst der Freiheit hohen Bund  
Stempelt es zum blauen Hund.“ . . .

„Trauernd stehen die Teutonen,  
Die den Süd und Nord bewohnen,  
Doch der Blaue schlug sie platt,  
Und das deutsche Spiel heißt matt.“ . . .

„Kummer, Noth und jede Plage  
Sind die Lösung ihrer Tage,  
Hingeschleudert zu den andern,  
Die vom Schmerz zum Elend wandern.“

Stunden, Wochen, Monde, Jahre,  
 Wälzen sie zur Todtenbahre;  
 Und der blaue Hund, er bellt,  
 Bis sich Pest zur Pest gesellt.“

„Ende, tönt's von allen Seiten,  
 Ende, Blauer, unsre Leiden;  
 Doch der Blaue hört's und spricht:  
 Nacht für Euch, für mich nur Licht.  
 Und so seufzen Millionen  
 Unter seinen Scorpionen,  
 Scepter, Keule, wie er will,  
 Alles stumm und stier und still.“

„Himmel, sende Deine Blicke  
 Von Jehovas Donnerfitze,  
 Und ungürt' Europas Raum  
 Mit Gomorrhas Flammensaum!  
 Und sollt' auch in neuen Welten  
 Dieses blaue Fieber gelten,  
 Dann zerschmettre Gott Dictator  
 Den verfluchten Weltäquator  
 Und ersäuf' den Erdentreis  
 In des Blauen Todesjchweiß!“

Doch auch ein größerer unter den Söhnen Schwabens, der die Zeit der Erlösung selbst nicht mehr erlebte, hat geistig mitten unter den Kämpfern der deutschen Freiheitskriege gestanden. Noch im Jahre 1789 bekannte sich freilich Schiller zu der Ansicht, daß die Nation nur eine wandelbare, zufällige, willkürliche Form der Menschheit sei. Doch je tiefer er in die Geschichte eindrang, und je ernster er seinen dichterischen Beruf auffaßte, um so mehr führte ihn sein Genius unvermerkt und doch unwiderstehlich dahin, auch die Bedeu-

tung der nationalen Entwicklung zu begreifen und in seinen Werken zur Anschauung zu bringen. Schon als er im Jahre 1791 den bereits früher gehegten Plan, dem deutschen Volk ein Heldengedicht zu schaffen, in erneute Erwägung zog, sprach er die Ueberzeugung aus, daß kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein möge, in der Darstellungsart seinem Vaterlande entfliehen werde. Und als es galt, den Charakter Wallensteins in der Tragödie zu veredeln oder doch menschlich liebenswerther zu gestalten, ward den Motiven seiner Handlungsweise auch die Rücksicht auf die Wohlfahrt Deutschlands hinzugefügt. Durch die dramatische Veranschaulichung großartiger Volkserhebungen, wie sie Schiller sich endlich in seiner Jungfrau von Orleans und im Tell zur Aufgabe machte, hat er in seinem Vaterlande den edlen Enthusiasmus entzünden helfen, der zur Zeit der Freiheitskriege nicht nur die Beseitigung der damaligen Fremdherrschaft erstrebte, sondern zugleich auch den Grund gelegt hat zu allem Guten, worauf Deutschlands weitere Entwicklung beruht. So hat auch Schiller, wenngleich nur unbewußt, an der Wiebergeburt des nationalen Lebens mitgearbeitet.

Es sei schließlich noch daran erinnert, daß sich im Jahre 1814 der patriotischen Gesinnung der Schwaben auch die That hinzugesellt hat. Unter Führung eines heimischen Königssohnes zogen die württembergischen Regimenter tief ins Innere von Frankreich, um in den heißen Schlachten von La Rothière und Montereau sich den besten Kämpfern des Vaterlandes ebenbürtig zu erweisen.

Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß Württemberg in der Zeit der französischen Fremdherrschaft, vorzugsweise auf seine eigenen Interessen hingewiesen, mehr als früher der Nation entfremdet wurde. Man hat aus diesem Grunde oft vergessen, daß Dichter und Schriftsteller Schwabens in Zeiten, da im übrigen Deutschland sich nur ausnahmsweise vaterländische Sinnesart kund that, mit feurigem Enthusiasmus ihre Weck- und Mahnrufe an das deutsche Volk richteten, daß überhaupt die geistige Anregung, die von Schwaben ausgegangen, bei der nationalen Erhebung des gesammten Vaterlandes in hervorragendster Weise mitgewirkt hat. Jetzt, da

die Einheit und Größe Deutschlands, welche Dichter und Denker in vergangenen Zeiten ersehnt und vorausverkündet, im Wesentlichen erreicht worden, ist es Pflicht, aller Bestrebungen anerkennend sich zu erinnern, die dieser Entwicklung vorgearbeitet, und so auch des erheblichen Antheils der Schwaben dankbar eingedenk zu sein.

---

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Spittler in der Vorrede zu der Sammlung einiger Urkunden und Aktenstücke zur neuesten Württembergischen Geschichte, Göttingen 1791. — Vgl. auch über die Vorzüge und Kehrseiten des „alten guten Rechts“ in Württemberg, die überaus treffenden und geistvollen Bemerkungen von Kümelin in den Schlußbetrachtungen seines Aufsatzes: Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung. (Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jahrgang 1864. S. 336 ff.)

<sup>2)</sup> Huber: Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Festung (Stuttgart 1798); siehe insbesondere S. 59 ff.; vgl. auch S. 41.

<sup>3)</sup> Vgl. unter den im Anhange der erwähnten Selbstbiographie mitgetheilten Gedichten das erste (S. 171 ff.), von welchem der Verfasser angibt, daß es in den zwei ersten Morgenstunden seiner Gefangenschaft verfertigt sei.

<sup>4)</sup> a. a. D. S. 172.

<sup>5)</sup> Vgl. G. D. Hartmanns hinterlassene Schriften, gesammelt und mit einer Nachricht von seinem Leben herausgegeben von C. J. Wagenfeil (Gotha 1779), vgl. d. Vorrede XXXV ff. und die Gedichte „An den Herrn Regierungsrath Huber, 1772“ (S. 151 ff.) und „Der Patriot“ (S. 179 ff.); vgl. ferner die begeisterten Ausdrücke, mit welchen Hartmann sich der Freundschaft Hubers in einem Briefe an Bodmer vom 27. December 1772 rühmt. (Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, herausgegeben von Stäudlin, Stuttgart 1794, S. 288 und 289).

<sup>6)</sup> Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand (Leipzig 1783), S. 64—67.

<sup>7)</sup> Auch abgesehen von den Liedern Hubers, die auf dem Asperg entstanden sind, oder unmittelbar mit seinen politischen Kämpfen zusammenhängen, ist es charakteristisch für ihn, wie für so manche andere schwäbische Dichter, daß die Erzeugnisse der Muse, vielfach über das eigentlich Poetische hinausgehend, Antriebe für das sittliche und politische Leben enthalten. Gewissermaßen die Ideen des jugendlichen Schillers antizipirend, bezeichnet Huber es in seiner ersten Gedichtsammlung („Oden, Lieder und Erzählungen. Frank-

furt und Leipzig 1751" S. 113) als Aufgabe der Poesie, die nicht alle Laster treffende Justiz zu ergänzen und selbst den Herrschern ihre Pflichten vorzuhalten.

„Wer kraht die Obrigkeit, die keine höh're Scheut,  
Die Nichts dem Untertban, sich Alles selbst verzeiht?  
Wenn's nicht der Dichter sagt, wer sagt beherzt den Prinzen,  
Sie seien, was sie sind, durch Beifall der Provinzen?“

Auch später erklärte H u b e r „Gemeinnützigkeit“ (Selbstbiographie S. 125) für den Endzweck seiner poetischen und unpoetischen Arbeiten. Um vor den verderblichen Wirkungen des zu Montmartins Zeiten im finanziellen Interesse ausgebeuteten Zahlen-Lottos zu warnen, schrieb er das tendenziöse Stück: „Das Lotto oder der redliche Schulze“; und selbst bei der Composition seines Melodramas „Tamira“ (Tübingen 1791), welches die Geschichte eines Königs von Solkonda behandelt, der um sein Land von der Pest zu befreien, seine eigene Tochter opfert, schwebt ihm vor Allem als Ziel vor, das Ideal eines Herrschers zu schildern, der in der Sorge für das Volkswohl sein höchstes Glück und seine heiligste Verpflichtung erkannt hat.

In gleicher Weise ist die humane und politische Absicht das bestimmende Motiv in G. D. Hartmanns Poesien gewesen, wie er selbst es in dem Gedicht „An meine Freunde in Deutschland“ (Hinterlassene Schriften S. 136) andeutet:

„Liebe zur Menschheit und Stolz auf menschliche Würde  
Hat mich zum Dichter gemacht.“

Seine umfangreichsten Compositionen, die Jahresfeier von 1771, 1772 und 1773 (Hinterlassene Schriften S. 1—126) enthalten in gehobener, freilich oft mehr rhetorischer, als poetischer Sprache des Verfassers Urtheile über die Thaten und Geschehnisse der Herrscher und Völker in den jüngst vergangenen Zeitabschnitten. Auch wegen der nachdrucksvoll ausgesprochenen patriotischen Gesinnungen verdienen diese Dichtungen beachtet zu werden. (Vgl. insbesondere S. 25—30.) In dem Vorbericht zur Feier des Jahres 1773 bezeichnet es H. geradezu als seine Hauptabsicht, in seinem Volke Liebe zum Vaterland, Liebe zur Gerechtigkeit, Muth und edle Gesinnung auszubreiten, Stolz zu unterdrücken, Bedrängte zu schützen u. s. w. (S. 38 und 39.)

<sup>8)</sup> Man vergleiche die Verse, in welchen der dem Handwerkerstande angehörige Memminger Dichter Städele den Empfindungen Ausdruck gab, welche die Schwörtagsfeierlichkeiten in ihm hervorgerufen:

„Umstrahlt von Gottes Herrlichkeit,  
Im Tempel schwur die Obrigkeit,  
Schwur Bürger, Untertban und Knecht,  
Zu halten Treu', zu schützen Recht.“

„Wir geh'n umber so froh und frei!  
Das Beulenjoch der Tyrannei  
Und ihre Kette drückt uns nicht,  
Und ihre Peitsche treibt uns nicht.“

„Wir schließen unsre Kammer zu.  
Wer schreckt uns auf aus unsrer Ruh?  
Im Frieden nehmen wir vom Herd  
Das Mahl, vom Schöpfer uns beschert.“

„Klagt eine Wittwe Drang und Noth?  
Und bringt ein Waife Stein für Brod?  
Wir gehen an der Eintracht Hand,  
Geschlungen in ihr selig Band.“

Vgl. Gedichte von Christoph Städele, Memmingen 1782, S. 126 ff.

<sup>9)</sup> Für die Verdienste eines Paul von Stetten des Jüngeren um seine Vaterstadt zeugt jede Geschichte von Augsburg, für die Gesinnungen, aus welcher seine Handlungen hervorgingen, eine Reihe von Aeußerungen seiner nicht für das Publicum, sondern für die eigene Familie niedergeschriebenen Selbstbiographie, welche Krauß in seiner Schrift: *Leben und Charakter Paul von Stettens* (Augsburg 1809) verwerthet hat. Vgl. insbesondere S. 22, 26 und 27, 42, 54.

<sup>10)</sup> Der Ulmer Schwörtag ist beschrieben bei Haid, *Ulm mit seinem Gebiet* (Ulm 1786) S. 339; bei Dieterich, *Beschreibung der Stadt Ulm* (Ulm 1825) S. 74 und 75, S. 218 und 219. Vgl. auch die Aeußerung Schubarts (*Deutsche Chronik*, 1776, S. 512), der das „ernste, altteutsche festliche Ansehen“ der Schwörtagsfeierlichkeiten rühmt.

<sup>11)</sup> Vgl. Schubarts Selbstbiographie im ersten Band der gesammelten Schriften (Stuttgart 1839) S. 260—262.

<sup>12)</sup> Vgl. Benedikt Schelhorn, *Lebensbeschreibungen einiger des Andenkens würdiger Männer von Memmingen* (Memmingen 1811). Schubart (Selbstbiographie I. 287) zählt Memmingen, „in Absicht auf den guten Ton, der daselbst herrscht, unter die ersten Städte Schwabens“. Auch Affsprung, der scharfe Beurtheiler reichsstädtischer Verhältnisse, äußert sich über die Zustände Memmingens verhältnißmäßig anerkennend (*Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft* 1784, S. 10 u. 11). Die Fürsorge, welche man hier für die Ausbildung des Lehrerstandes widmete, wird von ihm sogar als Muster für andere Reichsstädte hingestellt. Die commercielle Bedeutung Memmingens im 18. Jahrhundert ist von vielen gleichzeitigen Schriftstellern gewürdigt worden.

<sup>13)</sup> Vgl. die Beschreibung der Reichsstadt Aalen in der Schwäbischen Chronik 1790 S. 101—104, vgl. auch den betreffenden Artikel in dem 1791 in Ulm erschienenen geographischen statistisch-topographischen



Lexicon von Schwaben (S. 3 ff.), ferner Schubarts Selbstbiographie (I. S. 16 ff.) und Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, S. 1 ff.

<sup>14)</sup> Vgl. Schubarts Selbstbiographie I. 236 Anm. und dessen Vaterlands-Chronik 1787 S. 164, 1789 S. 721 und 722, wo Frankfurt am Main und namentlich Hamburg als Beispiele wahrhaft freier Reichsstädte im Gegensatz zu den übrigen gepriesen werden.

<sup>15)</sup> Vgl. Briefe aus und über Eslingen (Straßburg 1791) S. 18. Die kleine Brochüre, welche den erneuten Bürgerzwisten in Eslingen beim Beginn der französischen Revolution ihren Ursprung verdankt, enthält in ihrem ersten Theil eine humoristische Schilderung des Nepotismus und seiner Wirkungen in den meisten Reichsstädten.

<sup>16)</sup> Obwohl Augsburg noch im 18. Jahrhundert eine der ansehnlichsten süddeutschen Reichsstädte war und noch in dieser Zeit einen erneuten Aufschwung der Industrie und eine gewisse Nachblüthe der Kunst erlebte, ist es bemerkenswerth, daß sich gerade gegen diese Stadt vorzugsweise die spöttischen Bemerkungen einer Reihe von Schriftstellern in geographischen Notizen, Reisebeschreibungen oder in besonderen Satiren gewandt haben. Die Erinnerung an die Vergangenheit Augsburgs, das einst auf den verschiedensten Gebieten des geistigen und materiellen Lebens eine unvergleichliche Productivität entwickelt hatte, mußte mit Nothwendigkeit die Kritik herausfordern. Doch wird durch keine der erwähnten abfälligen oder geradezu feindseligen Beurtheilungen der Verfall so grell beleuchtet, wie durch den Umstand, daß wir, die Uebertreibungen böswilliger Satiriker gänzlich ignorirend, im Stande sind, aus den zur Abwehr derselben bestimmten Schriften ein Gemälde zu entwerfen, welches sich wie eine Caricatur zu dem Bilde des alten Augsburgs verhält. Selbst der wadere reichsstädtische Patricier, Paul von Stetten, der Jüngere, der zur Belebung des Gemeinfinns Biographien namentlich aus der Blüthezeit der Augsburger Geschichte zusammenstellte, war der Ansicht, daß seine Mitbürger nur mit wehmüthigem Stolz auf die Unternehmungen ihrer Vorfahren blicken dürften, etwa wie ein Greis, der sich in den Stand der Mittelmäßigkeit herabgesetzt sehe, in der Erinnerung an die fröhlichen Thaten seiner Jugend eine mit Schmerz gemischte Freude empfinde. (Lebensbeschreibung zur Erweckung und Unterhaltung bürgerlicher Tugend, zweite Sammlung, 1782, S. 211.) Vgl. die Augsburger Studien von B. H. Kiehl in den Culturstudien aus drei Jahrhunderten (Stuttgart 1859) S. 261 ff.; vgl. auch die Abhandlung von Christian Meyer, die letzten Zeiten der freien Reichsstadt Augsburg und der Uebergang derselben an die Krone Bayern, in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg (Erster Jahrgang, erstes Heft, Augsburg 1874).

<sup>17)</sup> Vgl. die Schilderung Nicolais von seinem Aufenthalt in Ulm im 9. Band seiner Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. — Die gelegentlichen satirischen Bemerkungen Ursprungs über

den Hochmuth reichsstädtischer Magistrate und Patricier sind unzweifelhaft im Wesentlichen auf die Eindrücke, welche ihm in seiner Vaterstadt Ulm zu Theil wurden, zurückzuführen; vgl. Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft S. 97 und das Gedicht „An Kaiser Joseph, von einem Reichstädter“. (J. M. Affsprung, Reime, St. Gallen 1806, S. 93 ff.) Vgl. auch im schwäbischen Mufenalmanach vom Jahr 1784 den Spott über „den schalen Stolz“ der weder durch Reichthum noch Weisheit ausgezeichneten Ulmer Patricier in einer Epistel an Madame Miller (vermuthlich von Stäudlin?) S. 91.

<sup>18)</sup> Auch abgesehen von den „Abberiten“, lehrt der Spott über die Verkehrtheiten kleiner Republiken in Wielands Schriften mehrfach wieder, z. B. in dem Dialog: Stilpon (Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara) im 40. Band der sämtlichen Werke und in der Erzählung von dem Jean Paul entlehnten Reichsdörfchen oder „Städtchen Kuchsnappel, welche dem ersten der Gespräche unter vier Augen eingefügt ist, im 42. Band der sämtlichen Werke S. 23.

<sup>19)</sup> Vgl. Ebeling, Wilhelm Ludwig Wefhrin. Leben und Auswahl seiner Schriften. Berlin 1869.

<sup>20)</sup> Anselmus Rabiosus, Reise durch Ober-Deutschland. (Salzburg und Leipzig 1778) S. 67 ff.

<sup>21)</sup> In den Zeitschriften: „Chronologen“ und „Das graue Ungeheuer“ welche Wilhelm Ludwig Wefhrin während der Jahre 1779 bis 1787 in Baldingen, einem Dorf im Gebiete des Fürsten von Dettingen-Wallerstein redigirte, finden sich eine Reihe von Angriffen und satirischen Nebenbemerkungen specieell gegen Nördlingen gerichtet (Chronol. VII. 364 ff., XII. 273 ff., Graues Ungeheuer IV. 240 ff., VI. 49 ff.); andere beziehen sich auf die Reichsstädte im Allgemeinen, unter denen W. insbesondere die allerkleinsten, die zum Theil von Handwerksmeistern regiert wurden, aufs Korn nahm. Vgl. Graues Ungeheuer X. S. 193, Anm.: „Schwaben ist, wie man weiß, der Zummelplatz der Reichsstädte. Unter meinem Gesichtswinkel liegen diesen Augenblick ihrer drei. In der einen ist der regierende Bürgermeister ein Kannengießer, in der zweiten ein Strumpfwirker, in der dritten ein Garnbleicher. Diese Schurzfleckmajestäten regieren mit einem Genie, das u. s. w.“

<sup>22)</sup> Von diesem bisher zu wenig beachteten Schriftsteller hat Fr. Pressel ein anziehendes Charakterbild in den Württembergischen Jahrbüchern, Jahrgang 1865, S. 277—291, eine kürzere Notiz in der allgemeinen deutschen Biographie geliefert.

<sup>23)</sup> Unzweifelhaft auf Affsprungs Verhältniß zu seiner Vaterstadt ist das Gedicht: Seufzer eines Abberiten (Reime, St. Gallen 1806, S. 5) zu beziehen.

<sup>24)</sup> Affsprung richtet seine Kritik gegen die Mängel des Ulmischen Schulwesens in seinem Schriftchen „Patriotische Vorstellung an seine liebe

Obrigkeit" (Amsterdam 1776). Er rügt neben manchen Verkehrtheiten des Privatlebens die Mißbräuche im Sunstwesen, die verwerflichen Mittel, welche zur Erringung von Ehrenstellen angewandt werden u. dergl. in seinem Büchlein „An meine Mitbürger" (Ulm 1782). Aber auch die nicht unmittelbar für Ulm bestimmten Werke Auffprungs sind vielfach gespickt mit satirischen Seitenbemerkungen über die verkommenen Zustände der meisten Reichsstädte, welche wohl in den häufigsten Fällen an die Adresse seiner Vaterstadt gerichtet waren. Einmal geißelt er den Hochmuth der Regierenden und dann wieder das spießbürgerliche Kannegießern der Unterthanen, bald die geistige Unfreiheit, bald die Beschränktheit in wirtschaftlicher Beziehung; vor Allem kommt er immer wieder zurück auf das lächerliche Festhalten an veralteten Formen und Einrichtungen, das Widerstreben gegen jede noch so wünschenswerthe Neuerung, auf die reichsstädtische Redeweise: „Es ist bei uns nicht möglich", welche er als das Symbol der Trägheit und Unwissenheit bezeichnet. Vgl. u. A. Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft, S. 5, 21, 97, 165, 253, 266 ff., 289; Ueber die vereinigten Niederlande (Ulm 1787) S. 304; Rüggericht, gehalten von Minos, Rhadamanthus und Aeacus (1786) S. 95 und 96.

<sup>25</sup>) Vgl. Schubarts Chronik, Jahrgang 1774, S. 517, 539; 1775, S. 259; 1787, S. 360 ff.; 1789, S. 317; 1791, S. 110; Selbstbiographie S. 235 ff.

<sup>26</sup>) Im Anfang der neueren Litteraturentwicklung in Schwaben äußert sich das Stammesbewußtsein vielfach in Ausdrücken der Beschämung über das Zurückbleiben der heimischen Bildung im Vergleich zu der Culturhöhe von Mittel- und Norddeutschland. Gerade einige derjenigen schwäbischen Dichter, die zuerst den Poesien eines Hagedorn, Klopstock und Gleim nachempfanden, ließen sich mit Bitterkeit über die Mißachtung aus, mit welcher man in ihrer Heimat den schönen Wissenschaften begegnete. So klagt Huber nicht nur in einem vertraulichen Briefe an Bodmer (Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer S. 244) über die gräßliche Unwissenheit, die in Schwaben in Ansehung der Dichtkunst auch an denjenigen Orten herrsche, wo man sonst Geschmack suche; sondern er äußert sich in ähnlichem Sinne in der Vorrede zu seinen „Oden, Liedern und Erzählungen" (1751), und sogar in der Gedichtsammlung selbst redet er mit schmerzvollem Borne von den Vorurtheilen und der Finsterniß in seinem Heimatlande. Hubers Anschauungen wurden von seinem Freunde, Eberhard Friedrich von Gemmingen getheilt, der seiner Sammlung von Gedichten und Aufsätzen, welche 1753 unter dem Titel: „Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken" erschienen, eine Abhandlung von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben einfügte. Dieselbe enthält eine ironisch gemeinte Abwehr der von dem Verfasser der „Oden, Lieder und Erzählungen" geltend gemachten Beschuldigungen und ein humoristisches Lob der schwäbischen Dichter vom alten Schlage, d. h. der Hofpoeten, Kamleipoeten, Kirchenpoeten, Universitäts- und Schul-, Stadt- und

Dorfpoeten. Solche bald in bitterem Tadel, bald in scherzhaftem Spott sich äußernde Herabsetzung des Heimischen bildet gewissermaßen die negative Seite des schwäbischen Gemeinfinns.

Anderer Dichter hielten sich dagegen für verpflichtet, derartigen angeblichen Verunglimpfungen gegenüber die Ehre ihrer Heimat wahrzunehmen; so Duttenhofer, der Verfasser der „schwäbischen Gedichte“ (Ulm und Leipzig 1751), der Huber um der erwähnten Auslassungen willen mit einer — freilich anscheinend durch persönliche Beschäftigkeit gesteigerten Leidenschaft aufs Korn nahm. Er stellte nicht nur den Angriffen, welche der Verfasser der „Oden, Lieder und Erzählungen“ gegen die württembergische Hochschule gerichtet, in seinem „Paradies“ eine Verherrlichung Tübingens und Vertheidigung seiner angesehensten Professoren gegenüber; sondern wandte sich überhaupt mit heftigem Borne gegen die „aufgeblasenen Asterschwaben“, die nicht ihres Landes Ruhm als ihren eigenen betrachteten. Duttenhofer selbst glaubte zuverlässlich behaupten zu können, daß Schwaben nicht nur große Gottesgelehrte, gute Rechtsgelehrte, geschickte Aerzte, gründliche Weltweise und Kenner der mathematischen Wissenschaften, sondern auch begabte Dichter hervorgebracht habe.

Auch der Verfasser der „Gedichte eines Schwaben (gedruckt im Jahre 1756 und zu finden in Ulm, Memmingen u. s. w. und überhaupt in ganz Schwaben)“ protestirte gegen den Vorwurf, „daß Schwaben in Ansehung der schönen Wissenschaften annoch barbarisch sei“, und daß ernsthafte und gehaltvolle Poesie in seinem Heimatlande keinen Beifall finde.

Vielfach hatte aber auch gerade die Erkenntniß, daß die Leistungen der Schwaben in der deutschen Literatur denen anderer Stämme nicht gleich seien, zu desto rührigerer Arbeit auf diesem Gebiet angetrieben. So hatte der Tübinger Professor Faber schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl Studirender in seinem Hause versammelt, die sich zur Ausarbeitung von Gedichten und Abhandlungen in deutscher Sprache entschlossen, weil „wir Schwaben besonders Ursache haben, die alten Vorurtheile aufzugeben“. Vgl. Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart. Tübingen 1753 (Vorrede). Mit der unermüdblichsten Ausdauer suchte in diesem Sinne Balthasar Haug die schriftstellerische Thätigkeit anzuregen, wie er denn schon in seinem Schriftchen „über den Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ (Ulm und Leipzig 1762) nicht nur mit freudigem Stolze das bisher Geleistete registrirte und methodisch zu beweisen bemüht war, daß seine Landsleute auch in den schönen Wissenschaften die Fähigkeit zur Erreichung des Höchsten besäßen, sondern zugleich auch — freimüthig einräumend, daß ihre Leistungen auf diesem Gebiete eben nur Anfänge seien, — ein wohlgemeintes Project zur Förderung der Literatur und zur Aufmunterung der Talente des Schwabenlandes entwickelte. Und wenn auch seine Idee der Begründung einer schwäbischen Gesellschaft und einer Monatschrift für alle Wissenschaften und Künste nicht ins Leben trat, so hat er doch selbst durch seine persönliche Anregung, sowie durch seine

literarische Thätigkeit auf die Production der Schriftsteller, wie auf das Urtheil und den Geschmack des Publicums einen bildenden und verebelnden Einfluß erlangt.

Schwäbischer Gemeinfinn — oder Patriotismus, wie man damals sagte — war eine der Haupttriebfedern Haugs bei der Herausgabe seiner Publicationen: „schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“ und „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“. In gleichem Sinne, um der Ehre des Heimatlandes willen und den naserümpfenden Deutschen am Rhein und an der Elbe zum Troß eröffnete Stäudlin 1781 seinen schwäbischen Musenalmanach. (Vgl. die Vorreden zu den Jahrgängen von 1782 u. 1784).

Doch nicht allein der Wunsch, in der literarischen Production überhaupt mit den übrigen Deutschen wetteifern zu können, wurde durch das Selbstgefühl des schwäbischen Stammes angeregt. Vielsach hat sich auch in der Wahl der Gegenstände und in der ganzen Art der Behandlung die erwähnte localpatriotische Begeisterung geltend gemacht. Der Preis schwäbischer Biederkeit, schwäbischer Mädchen, schwäbischen Weins klingt vielsach in den Liedern eines Schubart, Stäudlin, Cong und Anderer wieder. Auch der Helden der schwäbischen Vorzeit wird mit Ehrfurcht und Liebe gedacht, nicht ohne den gelegentlichen Hinweis auf ihren Vorzug oder mindestens ihre Ebenbürtigkeit in Vergleich mit den großen Männern anderer Stämme und Völker. In diesem Sinn ist vor Allem der bekannte Eingangs- und Schlußvers des Schiller'schen Liedes auf den Grafen Eberhard von Württemberg charakteristisch:

„Ihr — Ihr dort außen in der Welt,  
Die Nasen eingespannt!  
Auch manchen Mann, auch manchen Held,  
Im Frieden gut, und stark im Feld  
Gebar das Schwabenland.“

Enthusiastischer noch erklingt der Preis Schwabens in Bezug auf die Heroen des Geisteslebens in dem Jugendgedichte Hölderlins zum Preise Kapplers:

„Mutter der Redlichen! Suevia!  
Du stille! Dir jauchzen Aeonen zu!  
Du erzogst Männer des Lichts ohne Zahl,  
Des Geschlechts Mund, das da kommt, huldigt Dir!“

Nachdrucksvoller und methodischer, als es mit der Aufgabe der Poesie vereinbar war, haben eine Reihe von prosaischen Darstellungen sich die Vertheidigung des schwäbischen Ruhms zur Aufgabe gemacht. Eine Flugschrift aus dem Jahre 1774 „die Ehre der Schwaben aus der alten und mittleren Geschichte gerettet“ hatte den besonderen Zweck, die geringschätzenden Aeußerungen von Seiten der übrigen deutschen Stämme zurückzuweisen; namentlich galt es, durch Erinnerung an die Verdienste der Vorfahren den Glanz des schwäbischen Namens auch für die Zeitgenossen zu erhöhen.

Auch Schubart hat in seiner „Chronik“ wiederholt eine Lanze für Schwabens Ehre eingelegt und den absprechenden Leipziger und Berliner Kriti-

lern gegenüber darzulegen versucht, daß die ursprüngliche deutsche Art in Schwaben sich sehr viel kräftiger und reiner erhalten habe, als bei Sachsen und Brandenburgern. Zwar ist er keineswegs blind gegenüber den Schwächen der Schwaben, den vielfachen Mängeln und Schäden der heimischen Zustände. Gerade in den starken Ausbrüchen der Scham und des Unwillens bekundet sich auch bei ihm der schwäbische Gemeinsinn nicht zum wenigsten, wie es ihn denn bei dem starken Zulauf, welchen die Gafner'schen Wundercuren in seinem Heimatland gefunden, insbesondere verdrossen hat, daß dadurch die Schwaben den Ausländern aufs neue Veranlassung zum Spott geliefert. Andererseits benutzte er in seiner Chronik jede sich ihm darbietende Gelegenheit, die Namen der berühmten Männer des Schwabenlandes aufzuführen und nachzuweisen, wie sich dieselben um alle Zweige des öffentlichen Lebens, der Wissenschaften und Künste unsterbliche Verdienste errungen.

War in allen Jahrgängen der Chronik, welche Schubart herausgab, auch bei der Würdigung des schwäbischen Stammes und seiner Leistungen der nationale Gesichtspunkt unverkennbar, und erblickte er den höchsten Ruhm seiner Landsleute darin, daß sie sich „anreichten an die Provinzen unsres großen Vaterlandes und zu einem Ziele mitwirkten, das kein geringeres ist, als Deutschlands Ehre“ (Vaterlands-Chronik von 1788, S. 777); so wurden eine Reihe von andern Zeitschriften in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel: „schwäbisches Museum“, „schwäbische Chronik“, „Magazin von und für Schwaben“, „schwäbisches Archiv“, mit mehr oder minder vorwiegend localpatriotischer Tendenz, der Förderung des Culturlebens im Heimatlande und der Beleuchtung der politischen, socialen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse desselben in der Vergangenheit und Gegenwart gewidmet.

27) Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft S. 24 ff.

28) Wielands sämtliche Werke, 40. Band, S. 435 ff.; vgl. insbesondere S. 446, 453, 455.

29) Vgl. Affsprung, über Kunstrichter und Kritiker (Ulm 1789), S. 47—49.

30) Es fehlte Affsprung keineswegs an Regungen nationalen Selbstgefühls, wie solches sich insbesondere gegen Ende seiner „Reise durch einige Cantone u.“ S. 309, sowie auch in seiner Widerlegung von Friedrichs des Großen Abhandlung über die deutsche Literatur geäußert hat; doch sich in idealistischen Träumen einer erschnten, aber nicht vorhandenen deutschen Herrlichkeit zu ergehen, widerstrebte seiner realistischen Natur; er hielt das für „eine bloße Sederei, die kaum in der Poesie erträglich ist, weil ihre Lügen nur dann gefallen, wenn sie einige Wahrscheinlichkeit haben.“ (Rüggerich S. 63 und 64.)

31) Vgl. insbesondere Hubers Oden, Lieder und Erzählungen 1751, S. 72—74; von Gemmingen, Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken 1753, S. 47 ff.

Unter den schwäbischen Dichtern, welche — abgesehen von den im Text erwähnten — ihre Bewunderung für Friedrich den Großen bekundeten, möge noch Stäudlin erwähnt werden; vgl. sein Gedicht „Albrecht von Haller“ (Tübingen 1780) S. 93—95, und Konz, der zum Schlusse seines Gedichts „Hohenzollern“ (Schwäbischer Musenalmanach von 1785) dem Genius des großen Preußenkönigs seine Huldigung darbrachte:

„Sieh! noch bog sich mein Knie, wie mein unsclavischer  
Nackten niemals der Macht und der beräucherten  
Hohheit: aber es beugt sich  
Deinem Geiste der meine tief!“

Der Eindruck, welchen die Erzählungen vom siebenjährigen Krieg und seinen Helden insbesondere auf die heranwachsende Jugend des Schwabenlandes übten, spiegelt sich vielfach in Romanen, Zeitgemälden und Selbstbiographien, vgl. z. B. Millers Siegwart S. 8, Hartmann, eine württembergische Klostersgeschichte S. 61 ff., Pahls Denkwürdigkeiten S. 6.

<sup>32)</sup> Im zweiten Theil von Thomas Abbt's vermischten Werken (Berlin und Stettin 1770). Die erste Auflage erschien schon 1761. Wie sehr die Abhandlung vom specifisch preussischen Standpunkt aus geschrieben war, zeigt schon der Vorbericht, indem der Verfasser es als seine Aufgabe bezeichnet, „den Tod für das Vaterland auf einer Seite vorzustellen, von welcher ihn ein jeder preussischer Unterthan betrachten kann — betrachten muß.“

<sup>33)</sup> Vgl. die Aeußerungen Abbt's in den „Briefen die neueste Litteratur betreffend, Jahrg. 1762“ anlässlich einer Besprechung von Balthasar Haugs Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben, namentlich S. 228—237. Vgl. über Abbt auch die treffliche Skizze von Pressel im ersten Heft der allgemeinen deutschen Biographie.

<sup>34)</sup> Selbstbiographie I. S. 33 ff.; vgl. auch Schubarts Charakter von seinem Sohne in Schubarts gesammelten Schriften II. 145.

<sup>35)</sup> In seinen Gesinnungen erscheint Schubart durchaus als Schwabe, weshalb seine Anschauungen und Meinungen hier, wie an andern Stellen dieser Abhandlung, als charakteristisch für die politische Denkungsart des schwäbischen Stammes aufgeführt werden durften. Der Nachweis, daß in Schubarts Herkunft und in seinem Naturell das schwäbische Element von dem fränkischen überwogen wird, mag daher einer besonderen Arbeit über Schubart und seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit vorbehalten bleiben.

<sup>36)</sup> Die Hauptschriften, in welchen F. R. von Moser seine patriotischen Mahnungen aussprach, waren: „Von dem deutschen Nationalgeist“ Frankfurt 1765, „Was ist gut kaiserlich und nicht gut kaiserlich?“ Frankfurt 1766, „Patriotische Briefe“ Frankfurt 1767. — Vgl. auch R. Mohl in den Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung von 1846, S. 370 ff.; Hermann vom Busche, Friedrich Carl von Moser. Aus seinen Schriften

sein Geist an das neunzehnte Jahrhundert. Stuttgart 1846; J. Rosenstein, F. K. von Moser, im 15. Bande der preussischen Jahrbücher.

<sup>37)</sup> Der Neujahrswunsch an den Reichstag zu Regensburg findet sich aufs neue abgedruckt in Mosers neuem patriotischem Archiv I. S. 296 ff.

<sup>38)</sup> S. 107 und 108.

<sup>39)</sup> Von dem deutschen Nationalgeist S. 84—88, Patriotische Briefe S. 429. ff.

<sup>40)</sup> Thill, geboren im Jahre 1747 in Stuttgart, starb am 31. März 1772 als Vicar seines Vaters zu Großheppach an einer Seuche, welche er sich durch Berufsarbeit zugezogen (Notiz von Seybold in seinem vaterländischen Historienbüchlein S. 51). Er gehörte zu den vielversprechenden jungen Dichtern, denen die vollständige Ausbildung ihrer Anlagen nicht vergönnt war. Gedichte von ihm wurden nach seinem Tode abgedruckt: in dem Taschenbuch für Dichter und Dichtersfreunde (Leipzig 1774), in den ersten Jahrgängen von Stäudlins schwäbischem Musenalmanach und im 9. Band von Mathissons lyrischer Anthologie. In einem Briefe, der ebenfalls in dem erwähnten Taschenbuch wiedergegeben wird, hat Thill sich über die umfassenden, dichterischen und schriftstellerischen Pläne ausgesprochen, die er mit ins Grab nehmen sollte, von denen die meisten, nach seinem eigenen Ausdruck, einen Bezug auf sein Vaterland hatten. Er wollte unter Anderem Biographien verdienstvoller Deutschen schreiben; er hatte bereits ein Gedicht unter dem Titel: „Tempel des Verdienstes der Deutschen“ begonnen, welches Geschichten von Heiligen, Helden, Fürsten, Gesetzgebern und Weisen, daneben auch Jugendbilder aus den Hütten, von den Ursprüngen des Germanenthums bis auf die Tage Josephs II. umfassen sollte. — In der Jahresfeier von 1773 (S. 113 ff.) gedenkt G. D. Hartmann wehmuthsvoll des Freundes, der ihm geistesverwandt, wie es scheint, in gleicher Weise gestrebt und gelitten und nur wenige Jahre früher, als er selbst dahin stiehe, „wie die Blume der Trist, die der Mehlthau bestreift hat“. Vgl. auch unter den Jugendpoesien Hölderlins die Verse „An Thills Grab“ (Sämmtl. Werke II. S. 168 ff.). Eine Biographie des Dichters ist nicht vorhanden; doch dürfte die Annahme berechtigt sein, daß Seybold in der aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzten Erzählung: „Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte“ (Leipzig 1778), einige Momente aus Thills Leben verwertet hat. Daraus deutet Stäudlin im ersten Bande des Musenalmanachs hin, und einige Aeußerungen Seybolds scheinen es zu bestätigen.

<sup>41)</sup> Eine geschichtliche Behandlung der schwäbischen Kaiser gehörte zu G. D. Hartmanns unausgeführten schriftstellerischen Entwürfen. (Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer S. 269; vgl. auch die Vorrede zu Hartmanns hinterlassenen Schriften S. XLII). Dichterisch wurde der Ruhm der Stauferzeit namentlich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederholt gefeiert. Vgl. z. B. schwäbischer Musenalmanach von 1782 die Gedichte „An H. L. Graf zu Stolberg“, S. 6 ff. und „Der



Staufenberg" S. 12 ff. (letztes von Conz). Diese Sammlung enthält überhaupt in ihren ersten Jahrgängen — auch abgesehen von der Verherrlichung Barbarossas — mehrere Gedichte, welche als die Anfänge einer durchaus volksthümlichen und zugleich patriotischen Richtung der Romantik in Schwaben beachtenswerth sind. Die Anregung, welche von Göthes *GdG* von Verlichingen, von Bürgers und F. V. Stolbergs Balladen- und Liederdichtung ausgegangen, erregte daselbst schon zu jener Zeit die Neigung, den Reichthum der an den alten Schlössern und Burgen haftenden Sagen und geschichtlichen Erinnerungen im Liede neu zu beleben, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, das Walten des deutschen Heldengeistes der Vorzeit zur Anschauung zu bringen. Vgl. z. B. Schloß Weiren von Reinhardt (Jahrgang 1784 S. 13 ff.)

<sup>42)</sup> Aus dem Gedicht: „Die tausendjährige Dauer des deutschen Kaiserthums“; vgl. das Taschenbuch für Dichter und Dichterefreunde, 1. Abth., Leipzig, S. 58.

<sup>43)</sup> Siehe Stäudlin, schwäbischer Mufenalmanach von 1783, S. 69 ff. Das erwähnte Gedicht *Thills* ist unter dem Titel „Der Hohenstaufen“ in Matthiffons Iyrischer Anthologie Band IX. S. 126 ff. abgedruckt, ebendasselbst S. 117 ff. findet sich auch das unter <sup>42)</sup> citirte Gedicht. Die Abweichungen der Lesarten bei Matthiffon sind erheblich. Da sich in denselben die Absicht einer Verbesserung aus euphonischen, grammatischen und aesthetischen Gründen schwer verkennen läßt, so kann es wohl kaum zweifelhaft sein, daß nur die früheren Abdrücke als echt betrachtet werden dürfen. In Matthiffons Fassung haben die Gedichte von *Thill* mit der rauhen Form zugleich auch Etwas von ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit verloren. Die beabsichtigte Correctur hat mehrfach sogar zu einer Entstellung des ursprünglichen poetischen Gedankens und Ausdrucks geführt.

<sup>44)</sup> Die deutsche Chronik wurde von Schubart am 31. März 1774 eröffnet und von ihm selbst anfänglich in Augsburg, später in Ulm bis zu seiner Gefangennahme (im Januar 1777) fortgeführt. Nach derselben haben Miller, Köhler u. A. das Unternehmen noch eine Weile zu erhalten versucht, doch ohne die Befähigung, Schubart zu ersetzen. Der Letztere begann unmittelbar nach seiner Befreiung im Sommer 1787 die Vaterlands-Chronik (seit 1790 einfach „Chronik“ bezeichnet), um daran unausgesetzt bis an seinen Tod (October 1791) zu arbeiten. Die Fortsetzung übernahmen Stäudlin und der jüngere (Ludwig) Schubart.

<sup>45)</sup> Vgl. den Nachruf Schubarts von Stäudlin in der Chronik, den 14. October 1791 (S. 673).

<sup>46)</sup> Deutsche Chronik, d. 31. März 1774.

<sup>47)</sup> Deutsche Chronik, d. 29. September 1774.

<sup>48)</sup> D. Chr., 30. December 1776. S. 832.

<sup>49)</sup> D. Chr., 2. Januar 1777. S. 1—8.

<sup>50)</sup> Schubarts gesammelte Schriften, 3. Band S. 10, 4. Band S. 7 ff.

21) Vgl. den ersten Artikel der Vaterlandschronik vom Juli 1787.

22) Vaterlandschronik vom 29. Juli 1788, S. 496.

23) Von höchster Bedeutung war, daß das literarische Leben in Schwaben gerade von Zürich aus die nachhaltigste Anregung erfahren hat. Bodmer ist nicht nur von Wieland, sondern auch von Huber, Hartmann, Stäudlin als Freund und väterlicher Rathgeber verehrt worden. Vielfach lehrreich sind in dieser Beziehung insbesondere die schon früher citirten „Briefe berühmter und edler Deutscher an Bodmer“, welche Stäudlin herausgab (Stuttgart 1794). Vgl. S. 219—244 und S. 258—310.

Die Begeisterung für die Schweiz und die Schweizer war fast allen begabteren Schwaben des ausgehenden 18. Jahrhunderts gemeinsam. Huber rühmt das schweizerische Blut, das noch von seinen Voreltern her in ihm walle, und das ihm Muth gebe, das Reich der Barbarei in Schwaben anzugreifen und zu zerstören. (Briefe an Bodmer S. 244).

Wie sehr die Bekanntschaft mit der Schweiz bei jüngeren Talenten Schwabens auch den Sinn für das öffentliche Leben zu wecken geeignet war, davon zeugen Hartmanns aus Zürich geschriebene Briefe. Abgesehen von den vielfachen persönlichen Anregungen, die ihm zu Theil geworden, gedenkt er insbesondere mit Bewunderung des Geistes der Duldsamkeit, der in jener Stadt herrsche, des harmonischen Einvernehmens zwischen Bürgern und Obrigkeit, der edlen Bestrebungen zahlreicher Vereine und ihrer wissenschaftlichen, gemeinnützigen und patriotischen Tendenz. (Vgl. die Briefe aus Zürich in den hinterlassenen Schriften S. 271—284 und die Feier des Jahres 1773 a. a. D. S. 106 ff.)

Mit besonderer Vorliebe wird die Schweiz namentlich auch von Schubart in seiner deutschen Chronik behandelt. Seine Sprache nimmt in der Regel einen erhöhten Schwung an, wenn er die einfachste politische oder literarische Nachricht aus diesem Lande zu verzeichnen hat. So wird einmal eine an sich unerhebliche Correspondenz aus der Schweiz mit den Worten eingeleitet: „Wenn ich von einem Lande der Freiheit rede, so ist's mir, als stünd' ich auf einem Berge. Die Luft ist reiner, ich athme freier, und wenn ich über die lachende Aussicht hinstreife, so erweitert sich meine Seele und denkt an Gott, den Geber der Freiheit und jeder guten Gabe. — Helvetien, zwischen seinen Bergen gesichert, genießt alle Vortheile der Freiheit, wovon vernünftige Religion, Einfall der Sitten, Genügsamkeit, Leibes- und Seelenstärke die Folgen sind.“ (Deutsche Chronik von 1774, S. 217.) Hebt Schubart auch gelegentlich die Symptome des Verfalls hervor: „Erkaltung des Freiheitsgefühls, Ausartung der alten eidgenössischen Wiederherzigkeit, Verachtung des alten Schweizerkittels und Stolziren im französischen Luftkleide“ (D. Chronik 1775, S. 829); so herrscht doch bei ihm im Wesentlichen die Anschauung vor, daß von den schweizerischen Bergen ein Elysium umschlossen werde, in welchem Unschuld, Glückseligkeit und Freiheit eine letzte Zuflucht gefunden haben. Und angesichts der reizenden Bilder,

welche seine eigene Phantasie oder die Erzählung enthusiastischer Reisebeschreiber vor seine Seele geführt hat, spricht sich die Begeisterung des sonst ausschließlich für sein deutsches Vaterland erglühenden Patrioten in dem Wunsche aus: „Wärst doch auch ein Schweizer!“ (Vgl. D. Chronik 1776 S. 810.)

G. Stäublin widmete sein Jugendgedicht: „Albrecht von Haller“ den Vätern der Republik Bern, und er pries in demselben neben andern Verdiensten seines Helden nicht zum mindesten die rastlosen Bemühungen, durch welche er die Wohlfahrt „des freien Berns“ zu heben und zu befestigen wünschte. (S. 82 ff.)

Reinhardt bekundete seine Sympathien für die Schweiz nicht nur in seinen Elegien, sondern richtete dorthin auch zunächst seine Schritte, als er sein württembergisches Heimatland verlassen hatte. An den Ufern des Genfer Sees wellte er ungefähr während eines Jahres (1786—1787), ehe er sich nach Frankreich hinüberwandte. Vgl. G. E. Suhrauer, Graf K. F. Reinhardt, in Raumers historischem Taschenbuch von 1846 S. 205—209.

J. M. Affsprung hatte schon in der „Patriotischen Vorstellung an seine liebe Obrigkeit“ (1776) den Wunsch geäußert, daß die jungen Ulmer Bürger den größten Theil ihrer Wanderzeit bei den Schweizern zubringen möchten; weil er das schweizerische Klima in jeder Hinsicht für dieselben zuträglicher halte, als alle anderen Klimate (S. 26 und 27). Auch den jungen Patriocierjüngern wurde in derselben Schrift (S. 67) anempfohlen, daß sie die Cantone der Schweiz, besonders die Popularkantone bereisen möchten. In vieler Beziehung nüchternere, gelegentlich selbst absprechender fiel das aus eigener Anschauung hervorgegangene Urtheil Affsprungs in der Schilderung seiner Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft (1784) aus. Die Ungleichheiten, welche dort auf dem Gebiete des Staats- und Culturlebens bestanden, waren ihm nicht entgangen. Auch manche eidgenössische Unterthanen schmachteten seiner Ansicht nach in Sclaverei (S. 69). Das aristokratische Luzern erinnerte ihn an die verhaßte heimische Geschlechterherrschaft (S. 253). Obwohl er von Zürich rühmend hervorhob, daß vielleicht an keinem andern Orte von gleicher Volksmenge so viele aufgeklärte Männer lebten (S. 286); so rügte er doch auch hier das aristokratische Element in der Verfassung, so wie die übrigen Mißstände: Censur, Monopole und den Mangel guter Criminalgesetze (S. 271 ff.). Andererseits aber nahm er häufig genug Anlaß, die Schweizer den Deutschen als Muster hinzustellen. Seine volle Sympathie wurde den kleinen, demokratisch regierten Cantonen zu Theil. Die Landsgemeinden zu Appenzell, denen er selbst beimohnte, erregten seinen feurigsten Enthusiasmus. In Appenzell-Außerrhoden schien ihm geradezu das höchste Ideal „politischer und bürgerlicher Freiheit im Leiblichen und Geistigen“ verwirklicht zu sein (vgl. insbesondere S. 98 u. 99); ja es begeisterte ihn dasselbe sogar zu einem Liede, in welchem er das Land pries:

„Wo herrlicher als selbst in Rom und Griechenland  
Der Freiheit Majestät im reinsten Glanze thronet.“ (Reime S. 119.)

Noch vielfach andere Belege in Versen und Prosa ließen sich bringen, um die Sympathien zu erweisen, mit welchen in Fürstenthümern und Reichsstädten lebende, aristokratisch und demokratisch gesinnte Schwaben auf das Nachbarland blickten. Die Einen zog die Aehnlichkeit mit den heimischen Verhältnissen, die Andern der Gegensatz zu denselben an; für Manche hatte damals der bloße Name der eidgenössischen Freiheit schon einen bezaubernden Klang. Ich erwähne in dieser Beziehung zum Schluß noch die im Jahre 1789 erschienenen „Briefe von und über Augsburg“, deren Verfasser die Angriffe zurückweist, welche damals namentlich von norddeutschen Publicisten gegen die Schweiz gerichtet wurden. Seine Sympathie für die republikanischen Institutionen des Landes führte ihn sogar dazu, im Gegensatz zu Schlözer selbst die Hinrichtung des Pfarrers Waser zu vertheidigen (S. 103 ff.).

Neben so zahlreichen Lobrednern und Anwaltern hat die Schweiz nur einen bedeutenderen Widersacher unter den schwäbischen Schriftstellern gefunden, Bekhrin, der seine aus dem Conflict mit den deutschen Reichsstädten geschöpfte Abneigung wider die kleinen Republiken auch auf die Cantone der Eidgenossenschaft übertrug.

<sup>54)</sup> Vgl. F. G. Fischer, Mittheilungen aus Schubarts Lehrerzeit, im Morgenblatt 1859 (S. 88). Wie die Freiheitsliebe im 18. Jahrhundert vielfach durch die Lectüre antiker Schriftsteller entzündet worden, so ist es bezeichnend, daß man sich für die Auführer in Corsica begeisterte, insofern man in der Erhebung derselben ein Aufklaren des antiken Freiheitsgeistes erblickte. Auch durch die Poesie ist Paoli in Schwaben verherrlicht worden, von Conz in dem Kriegslied eines Corsen (Schwäbischer Musenalmanach 1782 S. 130 ff.) und von Hölderlin in dem Gedichte: Emilie vor ihrem Brauttag (Sämmtl. Werke herausgeg. v. Chr. Fh. Schwab I. S. 68).

<sup>55)</sup> Vgl. die Beilage zur Vaterlandschronik vom 18. August 1789, S. 558.

<sup>56)</sup> Chronik vom 8. Juni 1790, S. 392.

<sup>57)</sup> B. Chr. vom 29. Dec. 1789, S. 908.

<sup>58)</sup> B. Chr. vom 13. März, 10. und 14. Juli 1789 (S. 167, 450, 462).

<sup>59)</sup> Vgl. j. B. V. Chr. vom 22. Dec. 1789, S. 887.

<sup>60)</sup> Vgl. das Gespräch zwischen Barnfried und Gottholdt in d. B. Chr. vom 11. Sept. 1789, S. 613—617, ferner vom selben Jahrgang S. 722 und 906.

<sup>61)</sup> Vgl. j. B. V. Chr. vom 28. August 1789, S. 575.

<sup>62)</sup> Vgl. B. Chr. vom 9. August 1791, S. 521, 30. August 1791, S. 571.

<sup>63)</sup> Chronik vom 4. Oct. 1791, S. 650 und 651.

64) Chronik vom 29. April 1791, S. 281.

65) Chronik vom 4. October 1791, S. 651.

66) Chronik vom 16. Sept. 1791, S. 610 ff.

67) Chronik vom 27. Sept. 1791, S. 632 ff.

68) Vgl. in K. Klüpfels Geschichte der Universität Tübingen den Abschnitt über das theologische Stipendium seit Mitte des 18. Jahrhunderts, S. 260 ff.

69) Das handschriftlich erhaltene Fragment eines Aufsatzes über die Karlschule von Georg Kerner beginnt mit der Gegenüberstellung des in dieser Anstalt bis aufs Aeußerste angestrebten Subordinationsgeistes und der wissenschaftlichen Anregung abseiten einer „ausgewählten Zahl trefflicher Lehrer und Professoren, wie man sie in schönerem Verein in keiner gleichzeitigen Erziehungsanstalt des übrigen Europas so leicht finden konnte.“ Der segensreiche Einfluß des Unterrichts in der Karlschule ist in neuerer Zeit eingehender von Professor J. Kläiber erörtert worden, in dem Programm des königl. Realgymnasiums in Stuttgart von 1873.

70) Ueber die revolutionären Sympathien im Tübinger Stift vgl. Klüpfel, Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen, S. 267 ff.; Aus Schellings Leben. In Briefen (Leipzig 1869) I., S. 31; Rosenkranz, Hegels Leben (Berlin 1844), S. 29 ff.; Hölderlins Leben von Chr. Th. Schwab im zweiten Bande von Hölderlins sämtlichen Werken, S. 279; vgl. ferner Alexander Kaufmann: Bilder aus dem Tübinger Leben des vorigen Jahrhunderts, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, neue Folge, 3. Jahrgang, 2. Heft, S. 111 ff. — In den meisten der erwähnten Bücher und Abhandlungen lehrt die Erzählung von der Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes in Tübingen unter verschiedener Angabe der Zeit, der Umstände und der theilnehmenden Persönlichkeiten wieder. Doch ergibt sich mir nach der Berücksichtigung aller jener gedruckten Notizen, sowie der schriftlichen Auskunft, welche mir durch die Güte der Herren Dr. Klüpfel in Tübingen und Pfarrer Köstlin in Dertingen zu Theil wurde, das im Text ange deutete Resultat, daß wir es hier mit einer mythischen und deshalb in wechselnder Gestalt und in mannigfachen Verbindungen auftretenden Ueberlieferung zu thun haben.

71) Sämtliche Werke II. 187 ff.

72) Vielfach interessantes Material für die Darstellung der politischen Gährung in der Karlschule bieten die hinterlassenen Papiere von Georg Kerner, welche zum Theil in Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ (Braunschweig 1849) verwerthet worden; vgl. auch Lebenserinnerungen von Pfaff (Kiel 1854), S. 45 ff. und Wagner, Geschichte der hohen Karlschule (Würzburg 1856), I. S. 214.

<sup>73)</sup> Nach den Kerner-Papieren, unter welchen sich auch Fragmente einer Selbstbiographie finden, die durch einzelne Mittheilungen von Kerners Wittve ergänzt wurden.

<sup>74)</sup> Vgl. Graf Karl Friedrich Reinhard von G. E. Suhraver in Raumers historischem Taschenbuch von 1846, S. 187 ff.

<sup>75)</sup> Vgl. Reinhardts „Die Weiber von Schorndorf“ in Stäudlins schwäbischem Mufenalmanach von 1782, S. 146 ff.; vgl. auch Note <sup>41</sup>).

<sup>76)</sup> Des gemeinsamen Jugendglücks gedenken beide Dichter, Reinhardt in einer Elegie, Cong in dem Abschiedsgebidht an seinen lieben theueren Freund K. vom Sept. 1783. Die Verschiedenheit ihrer Lebensschicksale behandelte Cong in einer Reihe anmuthiger Sonnetts zur Zeit, als Reinhardt bereits französischer Gesandter in Bern war (1800). S. Cong, Gedichte, neue Sammlung, S. 126 ff.

<sup>77)</sup> Charakteristisch für die Hoffnungen, mit welchen Cong im Anfang die Revolution begrüßte, wie freilich auch für die spätere Enttäuschung, ist ein im September 1792 entstandenes Gebidht. Die Worte, welche in demselben der Nymphe der Seine in den Mund gelegt werden, entsprechen unzweifelhaft im Wesentlichen des Dichters eigenen Empfindungen während der ersten Zeit der Bewegung:

„Als jüngst nach lang' entbehrter Freiheit wieder  
Aufstrebend nach verjährter Willfür Drang,  
Empor mein Volk mit raschem Arm sich hub, und nieder  
Das Ungeheuer zwang;

Als morsch umher der Dränger Ketten sprangen,  
Als Recht und Menschheit cure Wag' entschied,  
Und tausendstimmig Höh'n und Thale wiederklangen  
Der Rettung Bonnelied;

Wie jauchzt' ich mit den jauchzenden Genossen  
Der Ströme rings! Wie sah mein heller Blick  
Weit hin gestreut die Saat, und reiche Erndten sprossen  
Der freien Völker Glüd!“

Freilich hat sich Angeichts der Bürgerkämpfe und des beginnenden Terrorismus der Jubelton in Wehklage gewandelt; und so läßt der Dichter die Nymphe mit den resignirten Worten enden:

(Die Freiheit) — „floß geschreckt empor in trüber Wolke;  
Denn, ach! dies Land, noch nicht der Göttin werth,  
Muß dulden, lang' und viel, bis zum gereiften Volke  
Die ausgehönte kehrt.“ (Gedichte II., S. 11 ff.)

<sup>78)</sup> Stäudlins Gedichte, 2. Band (Stuttgart 1791) S. 267 ff.

<sup>79)</sup> Vom 84. Stüd des Jahrgangs 1792 an besorgte Stäudlin die Fortsetzung der Schubart'schen Chronik allein (vgl. Chronik 1792, S. 797). Der Wunsch, die Chronik möglichst im Geiste ihres Urhebers weiterzuführen, veranlaßte namentlich im Anfang eine allzu absichtliche Nachahmung der Behandlungsweise und der Sprache desselben. Noch mehr, als in den letzten Jahrgängen, welche Schubart selbst herausgegeben, überwog fortan die Erzählung der französischen Vorgänge die Berücksichtigung des Heimischen; während das literarische und culturhistorische Element, das einst der deutschen Chronik einen so eigenthümlichen Reiz verliehen hatte, jetzt wesentlich zurücktrat.

Es mag jedoch in letzterer Beziehung bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht werden, da Stäudlin weiteren Kreisen nur als der gehässige Nebenbuhler Schillers bekannt ist, daß in den nicht sehr zahlreichen literarischen Abschnitten der „fortgesetzten Chronik“ Schillers und seiner Werke verhältnißmäßig häufig, und zwar stets mit dem Ausdruck besonderer Liebe und Bewunderung gedacht wird (1791, 21. Octob. und 29. Nov.; 1792, 6. und 13. Jan., 22. Mai, 22. Juni, 16. und 30. Nov.). Der Artikel vom 16. Nov. 1792 (S. 750) über Schillers historischen Kalender ist von Stäudlin unterzeichnet. Hätten die übrigen erwähnten Bemerkungen möglicherweise auch einen anderen Urheber, so konnten sie doch nicht ohne Stäudlins Zustimmung der Chronik eingefügt werden; und es ergibt sich daraus, daß die alte Feindseligkeit, welche nach Reinhardts Worten einst „aus jugendlichem Uebermuth und Rivalität“ hervorgegangen, bei Stäudlin einer freundlichen und verehrungsvollen Gefinnung gegen den berühmteren Landsmann gewichen war.

<sup>80)</sup> F. W. von Hovens Autobiographie (Nürnberg 1840), S. 123 ff.

<sup>81)</sup> Wiederholt redet Schubart in seiner Chronik von dem revolutionären Zündstoff, der sich in den Reichsstädten angesammelt hatte. Vgl. Jahrgang 1791, 15. Februar: „In keinem beträchtlichen deutschen Staate ist jetzt der Geist des Unmuths und der Empörung merkbar, aber doch glimmt da und dort, sonderlich in einigen Reichsstädten, wo es die Hoch- und Wohlweisheiten gar zu arg machen, gefährliche Gluth unter der Asche.“ Ganz ähnlich heißt es in den „Briefen aus und über Eslingen“, die Reichsstädte seien der Heerd, worauf das Feuer unter der Erde glühe (S. 6). Vgl. auch die Specialgeschichten der bedeutenderen schwäbischen Reichsstädte: Pfaff, Geschichte von Eslingen; Georg Fischer, Geschichte von Ulm (vgl. bezüglich der Bürgerzwiste in Ulm während der Revolutionszeit auch den 9. Band, S. 55 der Reisebeschreibung von Nicolai, der seine Mittheilungen aus Ulmer Privatnachrichten schöpfte); Sullmann, Geschichte der Stadt Augsburg, 6. Band; Wagenfeil, Versuch einer Geschichte der Stadt Augsburg, 4. Band; Bayler, historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen, 2. Band.

<sup>62)</sup> Affsprungs Ansichten über die französische Revolution finden sich in einer Reihe von Artikeln des Braunschweiger Journals ausgesprochen. Nach Beyer mann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm (Ulm 1798), S. 18, arbeitete A. an dieser Zeitschrift unter dem Namen des Odenwälders. Der erste auf ihn zurückzuführende Artikel, im ersten Band des Jahrgangs 1790, führt die Unterschrift J. Freimuth vom Fuße des Odenwaldes, was mit Affsprungs damaligem Aufenthalt in Heidelberg (s. Pressel in den Württ. Jahrbüchern 1865, S. 286) vortrefflich stimmt. Es begreift sich, daß er später die kürzere Bezeichnung des Odenwälders wählte und dieselbe, um den Lesern des Journals immer als die gleiche Persönlichkeit zu erscheinen, auch nach seinem Fortgang von Heidelberg beibehielt. Die Sprache der betreffenden Artikel besitz die unverkennbaren Eigenthümlichkeiten des Affsprung'schen Stils; und wenn auch in den Ideen des Verfassers, unter dem Einfluß des Zeitalters, eine Fortentwicklung eingetreten, so ergibt sich doch aus der hier und da fast wörtlichen Wiederkehr mancher von ihm früher geäußerten Ansichten über Erziehung und Aufklärung, über Monarchie und Adel, über Deutschland und die Reichsverfassung die Autorschaft desselben mit unabweisbarer Sicherheit.

<sup>63)</sup> Man vergleiche die Artikel im Braunschweiger Journal, Jahrg. 1791, zweiter Theil, S. 107 ff. und 147 ff., dritter Theil, S. 87 ff., in denen sich Affsprung gegen den sonst von ihm verehrten Mäßer mit sachgemäßer Erörterung, gegen Schlosser unter Kundgebung von Staunen und Entrüstung, gegen Girtanner mit dem unumwundenen Ausdrucke des Hohns und der Verachtung gewandt hat.

<sup>64)</sup> Während Affsprung in seiner Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft, S. 262 ff., die demokratische Verfassung nur unter solchen Bedingungen für die beste erklärte, wie sie eigentlich nur in den kleinen Bergcantonen der Schweiz zusammentrafen; so setzte er im Novemberheft des Jahres 1790 des Braunschweiger Journals dem Sage Rousseau: „S'il y avait un peuple de Dieux, il se gouvernerait démocratiquement. Un gouvernement si parfait ne convient pas à des hommes“ die Ansicht entgegen: „Wenn so gebrechliche Wesen, wie die Menschen, nur durch Menschen regiert werden sollen, so sollte es billig nur demokratisch geschehen, aristokratisch hingegen, wenn sie durch Engel und monarchisch allein, wenn sie durch Gott regiert werden.“

<sup>65)</sup> Schon im Braunschweiger Journal 1791, II. 115, werden Bedenken gegen den allzu niedrigen Betrag der von den französischen Activbürgern geforderten Steuer geltend gemacht.

<sup>66)</sup> Joh. Georg von Pahl, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit (Tübingen 1840), vgl. insbesondere S. 98 ff. und S. 102.

<sup>67)</sup> Man vergleiche die Schilderung, welche Pahl von dem Regiment der Freifrau Karoline von Wöllwart in Neudronn entworfen hat. Denkwürdigkeiten S. 65 ff.



<sup>88)</sup> Den Mittheilungen über Georg Kerner liegen überall Papiere aus seinem Nachlaß zu Grunde. Vgl. auch Justinus Kerner: *Wilderbuch* aus meiner Knabenzeit, S. 52 ff.

<sup>89)</sup> Siehe Hennings, *Genius der Zeit* (Altona), Jahrgang 1794, 3. Theil S. 402—413 und 567—600.

<sup>90)</sup> S. 599 und 600.

<sup>91)</sup> So ist z. B. der Artikel der Chronik vom 12. März 1793: „Sieg der Deutschen“ (S. 169 ff.), dem dichterischen und prosaischen Preise der „Germanentapferkeit“ gewidmet; doch kann Stäudlin nicht umhin, der Anerkennung von Coburgs Leistungen den Zusatz beizufügen, die Siege der Deutschen seien um so ehrenvoller, „als sie über eine Nation erfochten wurden, welche, wie uns schon die Erfahrung gelehrt hat, mit dieser bewundernswürdigen, weder Gefahr noch Tod scheuenden Furchtlosigkeit, dieser durch Verzweiflung erhöhten Anstrengung zu sechten pflegt — welche in der Schlacht bei Mons durch eine beinahe beispiellose Tapferkeit den Sieg erkämpft hat.“

<sup>92)</sup> Kurze biographische Notizen über Stäudlin enthält ein Artikel: *Andenken an den Dichter Stäudlin* (S—t unterzeichnet, wahrscheinlich von Ludwig Schubart) in Wielands neuem teutschen Mercur vom August 1797, S. 296 ff. Vielfache Belehrung über die letzten Lebensjahre von Stäudlin gewährten mir die Mittheilungen, welche mir Herr Dr. Hemsen mit überaus dankenswerther Gefälligkeit aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters zukommen ließ.

<sup>93)</sup> In dem erwähnten Nekrolog (S. 301) wird berichtet, daß in Folge der allzu enthusiastischen Parteinahme für die Revolution „die Chronik an Lesern beträchtlich abnahm, und im Sommer 1793 von Wien aus, endlich gar auf allen k. k. Postämtern verboten wurde. Unter diesen Umständen dauerte sie, da sie jetzt mit beträchtlichen Kosten auf Schleifwegen herbeigeschafft werden mußte, nicht lange mehr fort und verschied nicht ganz zwei Jahre nach dem Tode ihres Stiflers.“ Es liegt kein Grund vor, an dem Wesentlichen in diesen Mittheilungen zu zweifeln. Nur die Zeitbestimmungen scheinen einer Berichtigung zu bedürfen. Bei Weyermann, „*Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern* u. aus Ulm,“ S. 505, findet sich die Notiz, daß am 27. März 1793 vom Reichshofrath in Wien an Stäudlin ein Verbot der Fortsetzung seiner Chronik ergangen sei. Auch reicht das Exemplar der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek nur bis zum 19. April 1793.

Weiter heißt es in Wielands neuem teutschen Mercur a. a. D.: „Stäudlin zog sich durch die Art, wie er die Chronik schrieb, viel Verdruß und Feinde zu und verdarb es am Ende mit der Landesregierung zu Stuttgart dergestalt, daß er als sogenannter Jacobiner und Enragé bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs Ludwig die Weisung erhielt, das Land zu verlassen, weil er durchaus auf keine Versorgung hoffen dürfte.“ In diesem Satz

finden sich Angaben, deren Richtigkeit anderweitig sicher verbürgt ist, neben solchen, welche Bedenken erregen. Von Anfeindungen, welche die Chronik gefunden, ist in den Blättern derselben wiederholt die Rede. Die Beziehung zwischen der in der Chronik befolgten politischen Richtung und der Ungnade des Herzogs Ludwigs (d. h. Ludwig Eugens) bedarf dagegen weiterer Erörterung, da die Zeitschrift jedenfalls noch während der Regierung Karl Eugens († 21. Octob. 1793) eingegangen ist. Daß es zu einer förmlichen Ausweisung Stäudlins gekommen, wird durch kein bekannt gewordenes Document und durch keine Aeußerung in den hinterlassenen Briefen desselben bekräftigt. Dagegen ist es glaubwürdig, daß ihm die Aussicht auf eine Anstellung in Württemberg ausdrücklich versagt wurde. Dies mag der Inhalt des „grausamen Decrets des wohlwollenden Herzogs“ gewesen sein, über welches Stäudlin sich beklagt; und hierauf dürfen wir vermuthlich seines Bruders (des Professors der Theologie in Göttingen) Vorschlag beziehen, an Herzog Friedrich Eugen, der seit Mai 1795 regierte, eine Bittschrift zu richten. Eine solche officiële Entziehung des Rechts, ein Amt in Württemberg zu bekleiden, scheint auch der archivalisch erhaltene Bericht über ein thatsächlich erfolgtes Gesuch an den Herzog vorauszusetzen. Vgl. Anm. <sup>99)</sup> Aus den Briefen Stäudlins ergibt sich, daß finanzielle Bedrängniß, das Vorgehen hartherziger Gläubiger u. dgl. vielfach dazu beigetragen hat, seine bürgerliche Stellung zu erschüttern. Doch kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß auf die Ungnade des Herzogs Ludwig Eugen, welche auch auf dessen Nachfolger Friedrich Eugen überging, nicht zum wenigsten die politischen Gesinnungen Stäudlins, die sich möglicherweise auch abgesehen von seiner schriftstellerischen Thätigkeit äußerten, Einfluß geübt haben. Stäudlin spricht in einem Briefe einmal ausdrücklich „von den Vorurtheilen von Aufbruchgeist und Jacobinismus, die bei der herzoglichen Familie gegen ihn Wurzel gefaßt haben.“

<sup>94)</sup> Die definitive Uebersiedelung Stäudlins nach Lahr erfolgte im Anfang December 1794. Ueber seinen dortigen Aufenthalt äußert er sich in der Ankündigung einer zweiten Auflage seiner Gedichte vom 1. Februar 1796 (S. Hennings Genius der Zeit, 1796, I. 375): „In der paradiesischen Gegend, die ich bewohne, mitten unter den edlen, durch ihre Verfassung so glücklichen Bürgern der Stadt Lahr, unter welchen ich so manchen theuren Freund zähle, in dieser unabhängigen Lage fühle ich Geist und Herz so sehr, als jemals in meinem Leben zur Dichtung gestimmt u. s. w.“

<sup>95)</sup> Epistel an Herrn Pfarrer Müller zu Hugsweier im Breisgau, im Sommer 1795 bei Hennings, Genius der Zeit, 1795, III. S. 484 und 485.

<sup>96)</sup> Die Zeitschrift „Klio“ wird bei Hennings, G. d. Z., Jahrgang 1795, I. S. 529 ff. angezeigt. Dieselbe wird hier als „an frühen Nachrichten der in der französischen Revolutionswelt sich hervorthuenden Ereignisse ergiebig und ihres Inhalts und Vortrags halber gleich unterhaltend“ gerühmt.

Weder von der Klio, noch von den bei Hennings gleichzeitig angekündigten „Empfindungen bei der Nachricht von Robespierres Fall und Tod, von G. F. Stäudlin, Seelbach 1795“ vermochte ich ein Exemplar auffindig zu machen.

<sup>97)</sup> Am 14. Juli 1795 versichert er seinen Göttinger Bruder zu wissen, daß man nicht nur sowohl die erste als die zweite („erst neuerlich erschienene“) Ankündigung der Klio überall auf den Postämtern unterdrückt, sondern auch die Leser durch unrichtige und treulose Expedition der Zeitung selbst unzufrieden zu machen gesucht habe.

<sup>98)</sup> „Die einzige Hoffnung, welche ich in meinem gegenwärtigen Unglücke noch hege, ist die vielleicht nicht sehr entfernte Oeffnung des Elsaßes. Ich will alsdann versuchen, ob ich nicht nach dem Frieden meine Chronik in Straßburg unter diesem Titel und Format und in ebendenselben Geiste, wie in Stuttgart, fortschreiben kann. Die Gewißheit, daß meine Chronik mir ehemals viele Freunde im Elsaß gemacht hat, läßt mich bei diesem Plane wenigstens etwas hoffen, wiewohl ich als ein schon zu oft getäuschter Unglücklicher auch bei dieser Hoffnung nicht wenig ältre.“ Aus einem Brief Stäudlins an seinen Göttinger Bruder vom 14. Juli 1795. Es ist zu beachten, daß die Worte „nach dem Frieden“ in der Handschrift unterstrichen sind. In wie mannigfachen Beziehungen Stäudlin zu den Freiheitsfreunden in Straßburg gestanden, ergibt sich aus einer großen Anzahl von Stellen der Chronik. Schon im Jahre 1791 hatte Stäudlin als ein begeisterter Zeuge dem Föderationsfest in Straßburg beigewohnt; vgl. Chronik vom 24. Juli 1792, S. 475.

<sup>99)</sup> Stäudlin hatte laut eines Briefes an seinen Göttinger Bruder aus Lahr vom 12. August 1795 des Letzteren Vorschlag, eine Bittschrift an Herzog Friedrich Eugen zu richten, von sich gewiesen. Aus einem im Stuttgarter königlichen Archiv vorhandenen Actenstück, von welchem Herr Dr. Hemsen mir Mittheilung machte, erhellt, daß St. sich gegen Ende des Jahres doch noch zu einem solchen Schritt entschlossen. Das Gesuch selbst liegt zwar nicht vor, jedoch der vom Herzog Friedrich Eugen eingeforderte Bericht des Geheimen Raths-Collegiums über dasselbe vom 28. Dec. 1795 mit dem abschlägigen Rand-Bescheide des Herzogs vom 30. Dec. 1795. Hieraus geht hervor, daß Stäudlin um Uebertragung einer der erledigten Oberamteien gebeten und die Herzogliche Regierung, sowie mit ihr übereinstimmend das Geheime Raths-Collegium zwar ihm in seinem Gesuch um diese Anstellung nicht zu willfahren, jedoch ihm die Versicherung zu thun empfohlen hatte, „daß, wenn er sich wieder in seinem Heimwesen einfinden, und durch sein Betragen und seine Geschäfte als ein würdiger und brauchbarer Mann auszeichnen würde, Herzogliche Durchlaucht nach dem Verhältnisse seines Benehmens bei irgend einer schicklichen Gelegenheit zu einer Versorgung Rücksicht auf ihn zu nehmen, und in diesem Fall seine bisherigen Verirrungen als nicht geschehen anzusehen gnädigst geruhen würden.“ —

<sup>100)</sup> Vgl. Wielands neuen teutschen Mercur a. a. D. S. 302. — Ob Stäudlin am selben Tage, an welchem er die letzten Zeilen an die Schwester seiner Mutter schrieb, seinen Tod gefunden oder einige Tage später, ist bis jetzt nicht festgestellt worden. Gewöhnlich wird nach dem Vorgange des Intelligenzblattes der allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung vom 21. December 1796 der 17. September 1796 als der Todestag angegeben.

<sup>101)</sup> Nach einem Briefe Georg Kerners an Reinhold vom 30. December 1792. Eine Abschrift desselben befindet sich unter den Kerner-Papieren.

<sup>102)</sup> Hierüber berichtet ein aus Hamburg datirter Brief Kerners an Reinhold vom October 1795, ferner das Concept eines französisch geschriebenen, wie es scheint, für den Wohlfahrtsauschuß bestimmten Berichts von Kerner über eine Reise, welche er im Herbst 1794 von der Schweiz aus nach Württemberg unternommen hatte.

<sup>103)</sup> In dem undatirten Concept eines — wahrscheinlich Ende 1797 geschriebenen — Briefs von Kerner an Talleyrand finden sich bei der Erwähnung eines zweitägigen Aufenthalts in Bremen die Worte: „je n'ai point oublié de visiter la cave, où il y a dix-huit mois j'ai eu le bonheur de boire avec vous à la réunion de la rive gauche.“

<sup>104)</sup> Wielands sämtliche Werke, 41ster Band, S. 41. Vgl. auch Bruno Bauer, Deutschland während der französischen Revolution. Erste Abtheilung, S. 29 ff.

<sup>105)</sup> Sämmtl. Werke, 40ster Band, S. 338 und 341.

<sup>106)</sup> Wieland im neuen teutschen Merkur 1799, I. S. 13, in Bezug auf Poffelts allgemeine Zeitung.

<sup>107)</sup> Vgl. den Aufsatz von D. F. Strauß über Spittler in den kleinen Schriften (Leipzig 1862), S. 68—121.

<sup>108)</sup> Spittlers Werke, 14. Band, S. 135.

<sup>109)</sup> Göttinger Gelehrte Anzeigen vom 10. Juni 1790 (92. Stück).

<sup>110)</sup> Die Ansichten Spittlers über die Revolutionszeit sind vorzüglich in einer Reihe von Kritiken der Göttinger Gelehrten Anzeigen niedergelegt. Einige derselben sind in die Gesamtausgabe, 14. Band, S. 377—439 aufgenommen. Daß noch eine Reihe von anderen Besprechungen von Spittler stammen, ergibt sich aus Stil und Inhalt; doch bietet überdies die handschriftliche Angabe der Autoren in dem Tübinger Exemplar der G. G. A., von dem ich durch Vermittlung des Herrn Dr. Klüpfel Nutzen ziehen durfte, die Möglichkeit, bei jedem einzelnen der betreffenden Artikel die Autorschaft Spittlers mit Bestimmtheit festzustellen.

<sup>111)</sup> G. G. A. vom 13. März 1790.

<sup>112)</sup> Politische Wahrheiten (Zürich 1796) in der Vor Erinnerung, S. XII.

<sup>113)</sup> „Franzosen als Buchtruhnen deutscher Fürsten“ in Rosers Mannichfaltigkeiten (Zürich 1796), II. S. 75 ff.

<sup>114)</sup> Vgl. die von Robert Mohl mitgetheilten Briefe in den Monatsblättern zur Ergänzung der allgemeinen Zeitung, 1846, S. 379.

<sup>115)</sup> Politische Wahrheiten a. a. D. — Die Worte: „Schutt zur Verbesserung des kommenden Jahrhunderts“ bilden das Motto von Rosers Werk: über Regenten, Regierung und Minister (Frankfurt am Main 1784); sie bezeichnen aber zugleich die Absicht des Autors bei Abfassung der meisten Werke seiner letzten Periode.

<sup>116)</sup> Pfaff, Geschichte des Fürstenhauses und Landes Württemberg; dritter Theil, zweite Abtheilung (Stuttgart 1839), S. 516 ff.; L. S. von Stadlinger, Geschichte des württembergischen Kriegswesens (Stuttgart 1856), S. 462 ff.

<sup>117)</sup> Noch heroischer klingende Worte des Herzogs waren in der Bevölkerung verbreitet. Nach Georg Kerners in Note <sup>102)</sup> erwähntem französischen Bericht soll er versichert haben, er wolle lieber den Thron verlieren, als ihn durch Erniedrigung erkaufen. Nach einer Angabe in Hubers Selbstbiographie (S. 143) trug man sich in Württemberg mit der Erklärung des Herzogs, daß er sich eher unter dem Schutt seiner Residenz begraben lassen, als mit den Franken Frieden haben wollte. Doch dürfen Mythos und Tendenz an dieser Version der herzoglichen Aeußerung Antheil haben. Es schien daher geboten, im Text an dem schlichteren Ausdruck festzuhalten, wie ihn der Ludwig Eugen sehr nahe stehende herzogliche Geheime Secretär Schwab in seiner 1797 (anonym) erschienenen „Vertheidigung des verstorbenen Herzogs Ludwig Eugen zu Württemberg gegen den Genius der Zeit“ überliefert. Derselbe bezeichnet die von Huber mitgetheilte Fassung als eine Fälschung, welche zur Folge gehabt, daß der Fremde die Achseln gezuckt, der Württemberger aber indignirt gewesen, daß er der Sache der Fürsten und zwar ohne Nutzen aufgeopfert werden solle. (A. a. D. S. 30.)

<sup>118)</sup> Als Beweis dafür dienen manche Stellen der in Note <sup>117)</sup> erwähnten „Vertheidigung des verstorbenen Herzogs 2c.“ und des einige Zeit später veröffentlichten „Nachtrags zu der Schrift: Vertheidigung 2c.“ Wie es sich Schwab hier überhaupt zur Aufgabe machte, die edlen Eigenschaften des vielverkannten Mannes hervorzuheben, von dem er meinte, daß er einer der besten und weisesten Fürsten gewesen, die Württemberg je besessen (Nachtrag S. 22); so rühmt er ihn insbesondere als einen echt deutschen Fürsten, und in diesem Sinne werden namentlich seine Maßregeln zur Vertheidigung des Landes gegen die Franzosen mit gebührender Anerkennung hervorgehoben. (Vertheidigung S. 29 ff., Nachtrag S. 11 und 34 ff.)

<sup>119)</sup> Nach den Kerner-Papieren; vgl. auch Justinus Kerner, Bilderbuch aus meiner Knabenzeit, S. 23.

<sup>120)</sup> Geschichte des Einfalls der Franzosen in Württemberg im Jahre 1688, dargestellt zu leichterer Beurtheilung der Rätthlichkeit oder Nicht-Rätthlichkeit eines allgemeinen Aufgebots und einer Bürgermiliz (1794).

<sup>121)</sup> Gedichte von J. F. B. (Bahnmaier), Stuttgart und Tübingen 1794, vgl. insbesondere den „deutschen Freiheitsgefängnis“ vom Jahre 1792, S. 57 ff., und das Kriegslied für das württembergische Bürger-Corps (S. 80 ff.), welchem die im Text mitgetheilten Strophen entnommen sind.

<sup>122)</sup> Georg Kerner erzählt in dem Bericht über seine Reise nach Württemberg (1794) von einem Besuche bei Ferd. Friedr. von Nikolai. Es möge hier die bezügliche Stelle folgen: Une visite que je fis au général Nicolai commandant de l'artillerie du cercle de Souabe, m'a procuré beaucoup des éclaircissements. Apres m'avoir parlé d'une manière très précise de l'insuffisance des préparatifs de l'empire, après m'avoir développé en bon militaire les opérations de guerre que peuvent faire et que feront les Français pour terrasser entièrement les armées ennemies, Mr. Nicolai s'enfonça dans une énumération étendue des obstacles qui s'opposent à tout succès des armées allemandes et vous pouvez bien penser, que l'incohérence de l'empire germanique en fut nommée un des premiers. Le général en prit occasion pour parler plus spécialement de la Souabe même: il s'est expliqué sur l'insuffisance des mesures de défense qu'a adopté ce cercle; il me disoit que les troupes destinées à cette défense ne peuvent être regardées que comme des avantpostes incapables de faire autre chose que de se retirer dans le cas que les Républicains tenteroient une invasion. Il fit des plaintes amères sur l'insuffisance de la milice nationale, sur son indiscipline, sur son peu de volonté, sur le peu de confiance qu'elle mérite. (Unveränderte Wiedergabe nach dem Concept G. Kerner's.)

<sup>123)</sup> In den Briefen des deutschen Emigranten (Genius der Zeit, Jahrgang 1797, II. S. 517) wird die Stimmung unter den Bauern in der Umgegend von Stuttgart folgendermaßen geschildert: „Von dem französischen Krieg haben sie sehr einfache, aber desto fester gewurzelte Begriffe. Der Hof und der Adel waren lieberliche Pursche und plagten die Landleute; diese haben sich ihrer endlich mit Gewalt erwehrt und sie aus dem Lande gejagt. Die großen Herren in der ganzen Welt nehmen sich der verjagten Vornehmen an, aber den Franzosen steht der liebe Gott sichtbarlich bei.“

<sup>124)</sup> In der Erzählung von seinem württembergischen Aufenthalt im Jahre 1794, welche Georg Kerner seinem Brief an Reinhold vom October 1795 einfügte, finden sich die Worte: „Ich ward äußerst gut von dem damaligen Minister Kniesädt — von mehreren Mitgliedern der Regierung, der Landschaft und einer Menge Privatleute empfangen, und predigte mit Erfolg das Neutralitätssystem.“ Und weiter heißt es: „Auf Bureden einiger Mitglieder der Landschaft, worunter sich mein eigener Onkel befindet, kehrte ich nach Paris so zu sagen mit dem stillschweigenden Versprechen zurück, daselbst in den An gelegenheiten Württembergs gebraucht zu werden.“

<sup>125)</sup> Huber: Etwas von meinem Lebenslauf, S. 143.

<sup>126)</sup> Siehe Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 4. Band, S. 230 und 231.

<sup>127)</sup> Pahl, Geheimnisse eines mehr als 50jährigen württembergischen Staatsmannes (Heilbronn 1799), S. 99.

<sup>128)</sup> Vgl. z. B. Conz' Gedicht: Sehnsucht nach dem Frieden (Julius 1796). Gedichte II., S. 86—88.

<sup>129)</sup> Vgl. die Flugschrift: das württembergische Volk an seine Stellvertreter in der zweiten Woche des Landtags 1797 (im dritten Bande der Sammlung der Landtagschriften, welche sich in der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek befinden).

<sup>130)</sup> Siehe Pahl, Denkwürdigkeiten, S. 124 ff.; A. Kaufmann: Bilder aus dem Tübinger Leben, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1874, S. 112; vgl. auch K. F. Neumann: „der Plan zu einer süddeutschen Republik am Ende des achtzehnten Jahrhunderts“ in den deutschen Jahrbüchern für Politik und Literatur, 1864, S. 286 ff. und K. Th. Heigel: „das Project einer süddeutschen Republik im Jahre 1800“ in Raumers historischem Taschenbuch, herausgeg. von W. S. Riehl, 1871, S. 117 ff., in welchen letzteren Abhandlungen speciell die republikanische Propaganda in Bayern erörtert, jedoch gelegentlich auch die Betheiligung der Schwaben an derartigen Bestrebungen hervorgehoben wird.

<sup>131)</sup> Das Gefühl des Schmerzes und der Beschämung über das erniedrigte Deutschland klingt unter Anderem in dem säcularischen Gesang von Neuffer (1800) wieder. Vgl. Neuffer's Gedichte (Stuttgart 1805), S. 121:

„— wer zählt die Noth und die Wechsel alle,  
Die uns zehn bluttriefende Jahre brachten?  
Wer, und wenn aus eherner Brust ihm hundert  
Zungen ertönten?

Wer durchblickt den Schleier der dunklen Zukunft?  
Aber, wie die Loose des Glücks auch fielen,  
Weinend klagt Germania, einst der Helden  
Fruchtbare Mutter,

Ob der Söhne entartetem Stamm und fürchtet,  
Ihres Schlachtenruhmes beraubt, durch fremde  
Uebermacht zerfleischt, der geschlag'nen Wunde  
Schwere Verblutung.“

Andererseits ist es bemerkenswerth, daß in der letzten Ode dieses Gesanges (S. 124 ff.) auch der fröhliche Glaube an die Wiederkehr besserer Zeiten zum Ausdruck gelangt. Der Dichter hofft auf das Aufleben der alten

deutschen Kraft, und vor Allem schwebt ihm in den Tagen der ärgsten Zersplitterung und Hülflosigkeit das ersehnte Bild nationaler Einheit vor:

„Vaterland! Dein heiliger Name glühe  
In der Bürger Herzen mit reiner Flamme,  
Von dem Thron des Fürsten bis zu des Landmanns  
Niedriger Hütte.

Weggetilgt sei jegliche Spur der Selbstsucht,  
Daß am vesten Bundesaltar der Eintracht  
Sich die deutschen Völker zu Einem Volke  
Muthig vereinen.“

<sup>132)</sup> Gesammelte Werke, 1. Band, 2. Abtheil., S. 5.

<sup>133)</sup> Gesammelte Werke, 2. Band, S. 216.

<sup>134)</sup> Vgl. Hölderlins Brief an seinen Bruder aus der letzten Zeit seines Tübinger Universitätsaufenthalts. Ges. Werke, 2. Band, S. 8 und 9.

<sup>135)</sup> Ges. Werke, I., 2. Abtheil., S. 142 ff. Es sei hier zugleich auf die Angabe von Ch. Th. Schwab hingewiesen, daß Hölderlin wahrscheinlich in Raftatt zur Zeit des Congresses an der Vollendung des Hyperion arbeitete. Ges. Werke, II., S. 296.

<sup>136)</sup> Ges. Werke, I., 1. Abtheil., S. 33 ff.

<sup>137)</sup> Ges. Werke, I., 1. Abtheil., S. 42. Die zweite Strophe ist nach der Variation S. 60 citirt.

<sup>138)</sup> Die Flugschrift: „Sebastian Käsbohrer's vernunft- und schriftmäßiges Schutz-, Trutz- und Vertheidigungslibell für den württembergischen Adel“ war gegen die Anstellung ausländischer Edelleute im Württembergischen gerichtet. — „Sebastian Käsbohrer's Gutachten über die Wahlfähigkeit eines Landtagsdeputirten in Württemberg“ andererseits enthält eine Satire auf die Landtagswahlen jener Zeit und sollte für die Ansicht Propaganda machen, daß die Landesdeputirten nicht ausschließlich aus der Mitte der Gemeindevorsteher zu wählen seien. — Unter dem Titel: „Geheimnisse eines mehr als 50jährigen württembergischen Staatsmanns“ (Heilbronn 1799) schrieb Pahl einen kurzen Abriss der Geschichte Württembergs, in der Absicht, die Liebe für die Verfassung dieses Landes zu verstärken und zugleich den Beweis zu liefern, daß dieselbe, im Geiste des Zeitalters umgestaltet — aber auch nur in diesem Falle — Württemberg zum glücklichsten Staat in Deutschland machen würde.

<sup>139)</sup> Siehe: Patriotischer Appel an den Friedenscongreg in Lüneville und die Reichsversammlung in Regensburg, eine höchst wichtige und höchst dringende Veränderung der deutschen Staatsconstitution betreffend. Osnabrück und Münster 1801. — Da die nur in vereinzelten Exemplaren erhaltene Brochüre für die Geschichte der deutschen Reformbestrebungen einen nicht unerheblichen Beitrag liefert, so möge das Wesentliche des Inhalts hier folgen:



Nachdem der Verfasser (S. 1—22) die trostlose Lage Deutschlands dargestellt und zu erweisen versucht hat, daß die Ursache aller Niederlagen und Verluste in der Kraftlosigkeit der Reichsverfassung zu finden sei, setzt er S. 23 ff. seine Umgestaltungspläne auseinander. Insofern Alles auf die Vereinigung und Concentrirung des Nationalwillens und der Nationalkräfte ankomme, schlägt er vor, die Anzahl der Reichsstände zu vermindern, und diejenigen, welche aufhören, unter die Kategorie derselben zu gehören, den bleibenden ebenso zu unterwerfen, wie sie bisher dem Kaiser unterworfen waren.

„Nach diesem Plane bestände der deutsche Staatskörper, außer den beiden mächtigeren Ständen, noch aus folgenden: Bayern, Meckelnburg, Nassau-Oranien, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig, Holstein, Kur-Sachsen, Anhalt. Diese Fürsten allein wären active Bürger des Reichs, wählten den Kaiser und hätten auf der Reichsversammlung Sitz und Stimme. Die Zahl ihrer Stimmen richtete sich nach der Größe ihrer Länder. Die übrigen deutschen Fürstenthümer, Grafschaften, Städte u. s. w. würden nach Verhältniß der bisherigen Größe der ersteren unter dieselben vertheilt, jedoch mit dem Vorbehalte, daß Oesterreich und Preußen keinen weiteren Zuwachs erhielten, als beide, streng genommen, zur Entschädigung zu fordern hätten. Es müßte durch Austauschungen die Einrichtung gemacht werden, daß die Besitzungen der besagten Reichsstände beisammen lägen, die westliche Hälfte des ganzen Reichs ausmachten, und mit den deutschen Besitzungen von Oesterreich und Preußen nirgends untermischt wären. Die unter den bleibenden Ständen vertheilten Reichslande behielten, mit Ausnahme der geistlichen, die überall säcularisirt, und den ersteren unbedingt einverleibt würden, ihre bisherige Landeshoheit und Verfassung; nur könnte von ihren Obrigkeiten an die Regierung, der sie untergeordnet wären, appellirt werden, sie bezahlten an die Letztere einen jährlichen Militärbeitrag, und diese hätte das jus armorum, und im Falle eines Reichskriegs das Recht, alle Bedürfnisse an Geld und Mannschaft verhältnißmäßig aus ihnen zu ziehen. Die bleibenden Stände hießen Reichsfürsten, die untergeordneten Reichsgenossen. Ein höchstes Gericht entschiede die Streitigkeiten, die unter den Reichsfürsten selbst, und unter den Reichsfürsten und Reichsgenossen entsündeten. Außer dem allgemeinen Reichsverband müßten die Fürsten noch durch einen besonderen engen und ewigen Verein mit einander verknüpft sein, dem aber weder Oesterreich noch Preußen beitreten dürften, außer wenn besondere Umstände den temporären Beitritt einer dieser Mächte zweckmäßig machten.“

Die der Brochüre angefügten Grundlinien der teutschen Verfassung enthalten überdies noch die folgenden wichtigen Sätze, deren Inhalt dem zuvor auseinandergesetzten Project nicht ausdrücklich eingefügt war: §. 1. Das teutsche Reich ist ein unzertrennlicher und untheilbarer Staatskörper, dessen Glieder zusammen ein Ganzes ausmachen, und deren keines verlegt werden kann, ohne daß das Ganze seine Wiederherstellung

bewirkte. §. 8. Bei einem allgemeinen Reichskriege ist der Kaiser Chef der Reichsarmee und gebietet unbedingt über ihre Bedürfnisse, Operationen, die festen Plätze auf dem Reichsboden u. s. w.

Die Hülflosigkeit des Reichs Frankreich gegenüber hatte Pahl in erster Linie zu seinem Reformplan Veranlassung gegeben; daneben aber bestimmte ihn nicht zum wenigsten auch die Furcht vor der Vergrößerungssucht Oesterreichs und Preußens. In diesem Sinne äußerte er sich gegen eine Gebietserweiterung der beiden Großstaaten; aus dieser Besorgniß stammte sein Vorschlag zur Gründung eines engeren Bundes der Reichsfürsten, an welchen Oesterreich und Preußen sich nur ausnahmsweise anschließen sollten. Zu dem Erwähnten kommt noch der S. 30. ausgesprochene Rath, daß die Fürsten von zweitem Rang für die deutsche Verfassung die Garantie einer auswärtigen Macht erwirken möchten, und zwar einer solchen, die, „um uns kräftig zu beschützen, nicht nur geachtet und stark genug, sondern auch durch ihren eigenen Vortheil dringend aufgefordert wäre, es zu verhindern, daß die schwächeren Stände Deutschlands unterdrückt werden.“ Selbstverständlich hatte Pahl nicht Frankreich, sondern Rußland im Auge. Es bezeichnet Nichts so sehr die Rathlosigkeit der damaligen Verhältnisse, als daß der aus edler, patriotischer Absicht hervorgegangene Reformplan Pahls, ähnlich wie der, den Gagern nach dem Frieden von Campo Formio als Panacee für die Leiden des kranken Reichs in Wien vorgelegt hatte (vgl. Mein Antheil an der Politik, I. S. 81), hinsichtlich der Gesamtheit auf eine deutsche Trias, hinsichtlich der Mittel- und Kleinstaaten auf eine Art von Rheinbund unter russischem Protectorat abzielte.

<sup>140)</sup> Am 7. Januar 1801 erschien das erste Blatt der National-Chronik der Deutschen. Dieselbe wurde von Pahl bis ins Jahr 1809 fortgesetzt.

<sup>141)</sup> S. das zweite und dritte Stück der Chronik von 1801, S. 9—14 und S. 17—21.

<sup>142)</sup> Vgl. den Einleitungsartikel im ersten Stück, insbesondere S. 6—8.

<sup>143)</sup> National-Chronik 1801, S. 33 ff.

<sup>144)</sup> Wie sehr für Augsburg gerade seit dem Jahre 1803 in Folge der finanziellen Erschöpfung und des veränderten Besitzstandes in der Umgegend die Unterwerfung an das Haus Bayern zur „unumgänglichen, unbedingtsten Nothwendigkeit“ geworden war, hat namentlich Hofcher in seinen „Rück-erinnerungen auf die ehemalige Reichsstadt Augsburg“ (Leipzig 1806), nachzuweisen versucht. Vgl. auch die unter <sup>16)</sup> citirte Abhandlung von Christian Meyer „über die letzten Zeiten der freien Reichsstadt Augsburg“.

<sup>145)</sup> Ueberaus lehrreich für die Kenntniß der inneren Zustände Württembergs während der Rheinbundszeit sind die bereits früher citirten Denkwürdigkeiten von Pahl, insbesondere der 6. Abschnitt, S. 327—518.

<sup>146)</sup> Vgl. Fr. Kotter, Ludwig Uhland, S. 48.

<sup>147)</sup> Denkwürdigkeiten, S. 197.

<sup>148)</sup> Vgl. Chronik der Deutschen 1806, vom 8. Octob. und 26. Nov.  
Vgl. auch Denkwürdigkeiten S. 312 ff.

<sup>149)</sup> Denkwürdigkeiten, S. 350 ff.

<sup>150)</sup> Denkwürdigkeiten, S. 392 ff.

<sup>151)</sup> Die Kenntniß dieser Verse verdanke ich Herrn Professor Fr. Wischer, dem Sohne des Archidiaconus. Die im Text vorausgesetzte Entstehungszeit ergibt sich aus dem Inhalt der ganzen Dichtung, namentlich aus den letzten Strophen. Ein vollständiger Abdruck ist inzwischen den von J. E. Günthert herausgegebenen „Erinnerungen eines Schwaben“ (Nördlingen 1874) S. 147 ff., beigelegt worden. — Vielleicht einen noch kräftigeren Beweis seiner patriotischen Gesinnungen lieferte der Archidiaconus Wischer in Ludwigsburg, indem er der Tradition zufolge nach der Schlacht bei Leipzig — noch vor der Auflösung des Rheinbundes — mit begeisterten Worten zum Dank gegen Gott für die Befreiung vom Joch des Unterdrückers aufforderte.

<sup>152)</sup> Schellings sämtliche Werke, 8. Band, S. 3.

<sup>153)</sup> Vgl. die Vorrede zur Allg. Zeitschrift von Deutschen für Deutsche. Sämmtl. Werke, 8. Band, S. 142—144. Die Zeitschrift erschien erst seit dem Anfang des Jahres 1813; der Plan zu derselben war jedoch zur Zeit der noch unerschütterten Macht Napoleons entstanden; vgl. „Aus Schellings Leben. In Briefen“, 2. Band S. 288.

<sup>154)</sup> „Aus Schellings Leben. In Briefen“ II., S. 338—339.

<sup>155)</sup> Seinen Schmerz über den Druck des eisernen Zeitalters hat Goetz schon im Februar 1809 in dem Gedicht „An den frühen Lenz“ ausgesprochen (I., S. 67); das auch in trüber Zeit bewahrte Vertrauen auf das Fortleben von Deutschlands altem Heldengeist künden unter Anderem „die alten Lieder“ (II., S. 70); und in einer größeren Reihe von Gedichten klingt die Begeisterung der Zeit der deutschen Freiheitskriege wieder. (I., S. 70—81.)

<sup>156)</sup> Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von Karl Mayer. 1. Band, S. 119.

<sup>157)</sup> a. a. D., S. 66.

<sup>158)</sup> Fr. Rotter, Ludwig Uhland, S. 138 ff. und speciell S. 149—151.

<sup>159)</sup> Gustav Schwab, Gedichte, I. (Stuttgart und Tübingen 1828), S. 20.

<sup>160)</sup> Aus einem Brief Gustav Schwabs an C. W. Pauli aus Lübeck, nach Karl Klüpfel, Gustav Schwab, S. 37.

<sup>161)</sup> Gedichte, I., S. 45, 66, 131 ff.

<sup>162)</sup> Für eine Reihe auf Rehfußes bezüglicher Nachweise bin ich Herrn Archivrath Dr. A. Kaufmann in Wertheim, der eine Biographie dieses Schriftstellers vorbereitet, zu besonderem Danke verpflichtet. Auch die Durchsicht einiger Bogen von dem Manuscript dieses Werkes wurde mir gestattet, und hebe ich daraus noch hervor, daß Rehfußes im Mai 1809 von seinen Reisen

im Ausland heimkehrte, alsdann bis zum Frühjahr 1814 abwechselnd in Stuttgart, Tübingen und Karlsruhe lebte und in der letzten Zeit als Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg beschäftigt war. Seine „Reden an das deutsche Volk“ lenkten die Aufmerksamkeit des Freiherrn von Stein auf ihn und führten eine nähere Verbindung mit demselben herbei. In Folge dessen wurde Kefhues im März 1814 zur Theilnahme an der provisorischen Verwaltung der Rheinlande berufen. Im Mai 1814 wurde er Kreisdirector in Bonn. Anfänglich dachte er nur an eine vorübergehende Thätigkeit in diesen Gegenden. Als jedoch auch innerhalb seines Kreises, nach der Wiederkehr Napoleons aus Elba, die Forderung gestellt wurde, der preussischen Krone zu huldigen, entschloß sich Kefhues, um nicht im Momente der Gefahr von dem ihm anvertrauten Posten zu weichen, der am Rhein sich neu begründenden Staatsgewalt seine Dienste zu widmen.

<sup>163)</sup> Europäisches Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst der Vorwelt und Gegenwart. 3 Bände (Nürnberg 1813—1814). Einige der patriotischen Gedichte, welche dem dritten Bande eingefügt sind, enthalten Beziehungen auf die Betheiligung der Württemberger am Freiheitskrieg: „der Triumphzug“, eine Iyrische Rhapsodie von Feuerlein, S. 321 ff. und „Teutscher Schlachtgesang (Februar 1814)“ von St—e, S. 504.

<sup>164)</sup> Die Reden an das deutsche Volk waren ursprünglich im Europäischen Magazin veröffentlicht, die erste im Decemberheft 1813, die zweite im Februarheft 1814. Beide wurden später auch besonders abgedruckt.

<sup>165)</sup> Vgl. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, 4. Band (1858), S. 477 ff. Die Bezeichnung: „das blaue Fieber“, verdankt ihren Ursprung — laut der handschriftlichen Notiz der Wittve Kerners — der Besorgniß vor der Verbreitung des gelben Fiebers, welche die Hamburger ergriffen hatte. „Fürchtet doch nicht das gelbe Fieber“, — meinte Kerner — „fürchtet das blaue, das uns zu verschlingen droht!“ Ein authentischer Text des Gedichts ist nicht mehr vorhanden. Da der Urheber sein Lied in mündlichem Vortrage häufiger zu variiren liebte, so kann es nicht auffallen, daß sich in den verschiedenen Uebersieferungen kleine Abweichungen finden. Die hier mitgetheilten Verse sind nach einer Aufzeichnung abgedruckt, welche Frau Kerner aus der Erinnerung für ihren Sohn niedergeschrieben hat. Die einzelnen Zeilen und Strophen erscheinen in derselben mehrfach in deutlicherem Zusammenhang und in besserer Gruppierung, als in der Fassung, welche sich in dem oben erwähnten Bande der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte findet.



## Berichtigungen und Zusätze.

---

- §. 11. 3. 9. v. o. ist nach desselben ein „ einzuschalten.  
§. 29. 3. 15. v. u. lies statt dem Verfassungsleben den Verfassungs-  
kämpfen.  
§. 36. 3. 13 v. u. ist der zweite Gedankenstrich zu tilgen.  
§. 53. 3. 5 v. o. lies statt eine Stüge Bundesgenossen.  
§. 53. 3. 2. v. u. lies statt gaben gab.  
§. 64. 3. 9. v. u. lies statt Fremdherrschaft Gewaltherrschaft.

Zu §. 75 und 76. Daß die culturgeschichtlich vielfach lehrreiche Erzählung „Hartmann, eine württembergische Klostergeschichte“ von Seybold stammt, geht aus einer Notiz des Letzteren in seinen kleineren Schriften vermischten Inhalts (1. Theil, Leugo 1792) hervor, auf welche ich durch die Güte der Herren Dr. Notter und Professor Winterlin aufmerksam gemacht wurde. Ist nach Seybolds Angabe der Hauptinhalt des Buches seiner eigenen Lebensgeschichte entlehnt, so deutet er doch zugleich an, daß einzelne Momente, namentlich auch die Todesart des Helden den Geschichten eines Freundes, — wie wir anzunehmen berechtigt sind — des §. 17 und §. 76 erwähnten Magister Thill entnommen sind.

---

PRINCETON UNIV

Princeton University Library



32101 073845784

Verlag von Otto Meißner in Hamburg.

- Brehm, Dr. A. C. Reise nach Habesch. M. 6. —  
 Feuerbach, Friedrich. Gedanken und Thatfachen. M. 1. —  
 Hallier, Ernst. Helgeland. Nordfischstudien. Gebunden M. 3. —  
 Hildebrand, Dr. Hans. Das heidnische Zeitalter in Schweden. Uebersetzt von  
 J. Meistorf. Mit 44 Holzschnitten und einer Karte. M. 6. —  
 Jacoby, Dr. Johann. Gesammelte Schriften und Reden. 2 Bände. M. 9. —  
 Mapp, Friedrich. Geschichte der Sklaverei in den vereinigten Staaten von  
 Amerika. M. 6. —  
 Quorr, Emil. Die Forderung des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland.  
 Nach authentischen Quellen bearbeitet. 3 Bände. Mit 13 Karten und  
 Beilagen. M. 21. —  
 Moerner, Dr. H. J. A. Natur-Ethik. I. Theil: Sittliches Verhältniß des  
 Menschen zu sich selbst. II. Theil: Sittliches Verhältniß des Menschen zu  
 Andern. M. 12. —  
 Lehmann, Emil. Georg Gottfried Herinus. Versuch einer Charakteristik.  
 M. 1. —  
 Liebert, Gustav. Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes.  
 M. 4. 50.  
 — Ludwig Uhland. Eine Skizze. Zweite Auflage. M. 1. —  
 Maack, Dr. P. H. A. Die Entzifferung des Etruskischen und deren Bedeutung  
 für nordische Archäologie und für die Urgeschichte Europas. M. 1. 50.  
 Riffon, S. Das Steinalter. Uebersetzt von J. Meistorf. Mit 16 lithographirten  
 Tafeln. M. 6. —  
 — Das Bronzealter. Uebersetzt von J. Meistorf. Mit 62 Abbildungen und  
 5 lithographirten Tafeln. M. 6. —  
 Madenhansen, S. Jns. Der Mensch und die Welt. Zweite Auflage. 4 Bände.  
 M. 12. —  
 — Thris. Weltgeschichte in der Erdgeschichte. 1 Band. Mit 6 Karten. M. 10. 50.  
 Köpfe, Dr., G. N. Die moderne Nibelungenichtung. Mit besonderer Rücksicht  
 auf Weibel, Hebbel und Jordan. M. 2. 40  
 Säve, Carl, Prof. Zur Nibelungen Sage. Siegfriedsbilder, beschrieben und erklärt.  
 Uebersetzt von J. Meistorf. Mit 4 Tafeln. M. 2. 40.  
 Scholl, Carl. Die Messias-Sagen des Morgenlandes nebst vergleichenden Aus-  
 sagen aus seinen heiligen Büchern. M. 3. 75.  
 Wanner, Dr. Martin. Geschichte des Aetnaues im Umriss bis zum Abbruch  
 der Reformation. M. 2. 25.  
 Weigelt, G. Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des  
 Landes und seiner Bewohner. Mit 2 Karten. Zweite Auflage. M. 3. —  
 — Zur Geschichte der neueren Philosophie. Kant, Fichte, Jacobi, Schwen-  
 hauer, Schwelmg, Hegel, Feuerbach. M. 4. 50.  
 Wiberg, C. F. Der Einfluß der klassischen Völker auf den Norden durch den  
 Handelsverkehr. Aus dem Schwedischen von J. Meistorf. Mit einer Fund-  
 erte. M. 3. 60.  
 Wohlwill, Dr. Adolf. Geschichte des Etfases in kurzer Uebersicht. Zweite  
 Auflage. M. —, 60.

